

ZUR SACHE BW

AFGHANISTAN

Ende einer Idee

Ukraine-Krieg

Herfried Münkler über
Lehren nach dem Schock

Von Welle zu Welle

Ein Bundeswehr-Arzt und
sein Einsatz gegen Covid-19

Schuld

Was Soldaten belastet und
wie Seelsorge hilft



EVANGELISCHE KOMMENTARE ZU FRAGEN DER ZEIT

AUSGABE 41 1/2022





Zu unserem Titelbild

Für die Bürger Afghanistans gab es in den vergangenen 20 Jahren viel zu sehen. Ob sie die Arbeit der Streitkräfte mit Zustimmung, Gleichmut oder Argwohn beobachteten, war für ausländische Streitkräfte nicht immer auszumachen. Hier verfolgen drei Männer im Jahr 2005 die Ankunft des damaligen deutschen Verteidigungsministers Peter Struck.

SCHWERPUNKT AFGHANISTAN

- 8 Zu kurz gesprungen**
„Ich habe die Afghanen tief in mein Herz geschlossen“ – ein persönlicher Blick auf das Land und die afghanische Armee
Von Carsten Jacobson
- 14 Den Einsatzkräften gebührt Anerkennung und Dank**
Was ist gelungen, was nicht? Was kann Militär überhaupt leisten?
Eine Bilanz
Von Winfried Nachtwei
- 17 Blick zurück**
Vier Veteranen berichten von ihren Einsätzen
Von Gabriele Meister
- 21 After Intervention**
Der Einsatz im Blick evangelischer Friedensethik
Von Roger Mielke
- 27 Die verratene Generation**
Vom Hoffen und Leiden junger Menschen in Afghanistan
Von Phil C. Langer und Aisha-Nusrat Ahmad
- 30 Prophetische Worte, offene Fragen und ein Paukenschlag**
Wie sich die evangelische Kirche zum Konflikt geäußert hat
Von Benjamin Lassiwe
- 32 War nichts gut?**
Margot Käßmann sagte 2010 einen Satz, der Aufsehen erregte. Militärdekan Karsten Wächter war damals als Seelsorger in Kundus. Nach zwölf Jahren haben sich die beiden ausgetauscht
Interview: Ursula Ott und Burkhard Weitz
- 36 Ich sehe Sinn, den du nicht siehst...**
Politik, Öffentlichkeit und Soldaten haben unterschiedliche Perspektiven
Von Ernst Raunig
- 38 Wie wir wieder scheitern könnten**
Deutschland ist seiner Verantwortung für Bundeswehrangehörige und Ortskräfte nicht gerecht geworden
Von Hellmut Königshaus
- 40 „Die Toten gehören den Angehörigen“**
Generalinspekteur a. D. Wolfgang Schneiderhan über Russlands Krieg, Besuche in Wolgograd, Einsatztote und die Diskussion um Begriffe wie Krieg und Gefallene
Von Felix Ehring
- 43 Zwischen Trauer, Erinnerung und Sinnstiftung**
Anmerkungen zum Kult um den toten Soldaten
Von Matthias Rogg
- 47 „Mit freundlichen Grüßen aus Afghanistan...“**
Militärseelsorge im Spiegel der Einsatzberichte
Von Matthias Heimer
- 49 „Es liegt alles auf Eis“**
Michael Frischmuth von der Diakonie Katastrophenhilfe über die prekäre Lage im Land und weshalb die Organisation nicht mit der Bundeswehr kooperiert hat
Interview: Katja Dombrowski
- 52 Konfessionelles Profil wird wenig nachgefragt**
Durch Sicherheitsvorgaben, logistische Hindernisse und die dünne Personaldecke hat sich die Militärseelsorge im Auslandseinsatz verändert. Oft muss ein einziger Geistlicher im Kontingent „allen alles werden“
Von Joachim Simon
- 55 Mensch Soldat**
Das Militärhistorische Museum überarbeitet derzeit den Ausstellungsteil zum Afghanistan-Einsatz
Von Felix Ehring

SICHERHEITSPOLITIK

- 58 Die Auseinandersetzung wird lange dauern**
Wie Europa lernt, die konventionelle Bedrohung neu zu denken
Von Herfried Münkler
- 61 Gewitterwolken**
Äthiopien 2022 – Wege aus der Krise oder Zerfall?
Von Wolfgang Heinrich

FRIEDENSETHIK

- 70 Wie viel Wahn wollen wir dulden?**
Friedensethische Überlegungen anlässlich der russischen Offensive in der Ukraine
Von Michael Haspel
- 74 Interventionen bewirken etwas im Einsatzland – und zu Hause**
Zur Messung des Erfolgs bei internationalen Einsätzen
Von Predrag Jureković

INHALT

INNERE FÜHRUNG

- 78 „Mit dieser Ohnmacht umzugehen, ist schwer“**
Oberfeldarzt Harald Berling über den Pandemie-Einsatz
Interview: Michael Rohde
- 82 Kein einzelner Wert ist absolut**
Am „Tag der Werte“ im Heer wurde deutlich, dass die gemeinschaftliche Debatte und das Gespräch über Theorie und Praxis ihrer Anwendung Ausweis lebendiger innerer Führung sind
Von Jobst Reller

- 84 Die nächste Krise löst ein General!**
In Deutschland vielleicht noch ungewöhnlich: Militärische Krisenmanager sind auch im Zivilen gefragt
Von Reinhold Robbe

GLAUBENSFRAGEN

- 90 Der andere Heiler**
Die wunderlichen Krankenheilungen in den Evangelien haben nicht nur eine symbolische Bedeutung
Von Frank Hofmann
- 92 Was geschehen ist, wirkt weiter**
„Ich habe Schuld auf mich geladen.“ Ein Seelsorger berichtet, wie Befreiung erfahren werden kann
Von Thomas Thiel
- 96 Es bleibt nicht bei Likes**
Die Militärseelsorge baut ihre Präsenz in den sozialen Medien aus
Von Merle Schröer und Veronika Drews-Galle

REZENSIONEN

- 86 Angelika Dörfler-Dierken: Widerstehen bis auf's Blut...**
- 87 Katja Bruns: Gotteskönigreich und staatliche Weltordnung aufeinander bezogen**
- 88 Tilman Asmus Fischer: Die Debatte steht noch aus**

4 Wir träumen von einer besseren Welt

6 Editorial

- 100 Kirche unter den Soldaten**
Die Hauptmann-Cornelius-Lounge in Neuburg an der Donau

101 Impressum

- 102 Quergedacht**
Der Dokumentarfilm „Kabul, Stadt im Wind“



„Die Stärke von Demokratien besteht darin, dass sie, anders als Autokratien, lernfähig sind.“



Herbert Raymond McMaster (59), Dreisternegeneral, ab 2017 Nationaler Sicherheitsberater unter Donald Trump. Widersprach dem Präsidenten 2018 öffentlich und erklärte, es sei „unbestreitbar“, dass der Kreml in die Präsidentschaftswahl 2016 eingegriffen habe. Zwei Monate später trat McMaster zurück. Heute forscht er an der Stanford University in Kalifornien.



Pegida-Anhänger protestieren bei einem „Spaziergang“ vor der Frankfurter Katharinenkirche gegen die vermeintliche Islamisierung des Abendlandes. Die Parole „Wir sind das Volk“ hat ihren Ursprung bei den Montagsdemonstrationen der Jahre 1989 und 1990 in der DDR.



Liebe Leserinnen und Leser!

Kabul und Kiew gehören zusammen, so ein Kollege vor ein paar Wochen. Mit beiden Namen verbindet sich der Abschied von einer hoffnungsvollen Idee. Die Bilder von der Evakuierung am Kabuler Flughafen vernichteten die Hoffnung, dass 20 Jahre internationales Engagement in Afghanistan nachhaltig Stabilität und Ansätze von demokratischen Strukturen gebracht haben. Die Bombardierung von ukrainischen Städten brachte die Idee einer gemeinsamen europäischen Sicherheitsarchitektur an ihr Ende. In Anlehnung an Herfried Münkler in diesem Heft (S. 58): Die Waffen der Taliban und Putins vernichten nicht nur menschliche Leben und Infrastruktur; sie vernichten auch die Idee einer globalen Ordnung durch Recht und eines Friedens mit „immer weniger Waffen“. Lang geglaubte Selbstverständlichkeiten stehen infrage. Überhaupt: Wir stehen vor mehr Fragen als Antworten. Das wird auch in dieser Ausgabe deutlich. Doch: Fragen sind der erste Schritt auf der Suche nach einer angemessenen Antwort. Zu dieser Suche möchten wir Anregungen geben.

Dr. Dirck Ackermann,
Chefredakteur ZUR SACHE BW

SCHWER- PUNKT

AFGHANISTAN



Ein deutscher Soldat der Quick Reaction Force spielt mit afghanischen Schülern im Distrikt Char Darah (Provinz Kunduz) Fußball (o.); afghanische Fahrer werden vor dem Eingang von Camp Marmal bei Masar-i-Scharif von Bundeswehrsoldaten überprüft (u.)

Mit dem Jahr 2021 ging nicht nur ein Einsatz deutscher Streitkräfte, sondern auch eine Idee zu Ende. Die Idee, einem von Kriegen und Verrat zerstörten Land, weit von uns entfernt, eine Zukunft geben zu können. Die Hoffnung, Licht in Dunkles zu bringen, selbstlos zu helfen, Ordnung zu schaffen, wo Chaos regierte. Warum waren wir in Afghanistan? So gerne ich persönlich Verteidigungsminister Peter Struck mochte – die deutsche Freiheit haben wir am Hindukusch nicht verteidigt.

Ich bin Soldat. Am 10. September 2001 habe ich meinen Dienst als Militärrattaché an der deutschen Botschaft in Washington DC angetreten. Einen Tag später änderte sich die Welt, die wir kannten und in der wir uns nach dem Ende des Kalten Krieges sicher fühlten. Auf der anderen Seite des Potomacs brannte das Pentagon.

Was war da Afghanistan? Ein unbekanntes Land, bis 1979 eigentlich recht weltoffen, seit Jahrhunderten Spielball machthungerriger Nachbarn, in der Geschichte die Intelligenzschmiede des persischen Reiches – deswegen zog Alexander der Große einst bis zum Hindukusch. Ich kannte es nur, weil in den 1970er Jahren so viele Hippiefreunde in bunten VW-Bussen in dieses Land pilgerten, um dann glücklich mit ungegerbten Schafsjacken und seltamen Rauchwaren zurückzukehren. Afghanistan war ein glücklicher Ort für die, die in den Siebzigern von *Flower Power*, *Love not War* und völliger persönlicher Freiheit träumten. Heute weiß ich, dass die Afghanen das alles gesehen haben, auch gemocht haben, ohne es zu verstehen – diese Sehnsucht nach allgemeiner Freiheit und ewigem Frieden.

Die Sowjets haben das 1979 brutal beendet. Was folgte, waren massive Tötungen und Flucht von Millionen – bis nur noch die da waren, die kämpfen wollten. Und kämpfen können. Afghanen sind gute Krieger – gegen den Willen der Afghanen bleibt kein Fremder im Land. Auch keine Weltmacht.

Aber die Weihnachtseinvasion von 1979 hat ausgelöst, was bis in unsere Tage andauert. Zehn Jahre Krieg gegen einen brutalen Besatzer. Nach dem sowjetischen Abzug zehn Jahre Bruderkrieg und das Erstarken des islamistischen Extremismus. Es war ein großer strategischer Fehler des Westens, Afghanistan in dieser Zeit sich selber zu überlassen, zu vergessen, wer da mit unseren Waffen die Sowjetunion besiegt hatte.

Alles sah so leicht aus

Und so habe ich, nach dem ersten Sieg der Taliban, in Washington den Beginn des *War on Terror* erlebt und begleitet. Einen Monat nach meinem Dienstantritt begann der Krieg in Afghanistan. Alles sah so leicht aus. In wenigen Tagen wurden die Taliban vertrieben, fiel Kabul, war das Land befriedet – bis auf ein paar wenige Gebirgstäler an der pakistanischen Grenze. Und die lagen unter Dauerbeschuss, dort war Al-Qaida, dort suchten die Amerikaner nach Osama bin Laden. Aber war Afghanistan befriedet? Die Taliban waren nicht weg,

sie waren nur ohne sichtbare Waffen in ihre Dörfer zurückgekehrt. Waffen hatten sie genug – ein Afghane ist eigentlich immer bewaffnet.

Auf dem Petersberg bei Bonn wurde die bessere Zukunft Afghanistans verhandelt. Damit hatte Deutschland Verantwortung übernommen – haben wir sie wahrgenommen? Die Aufgabenverteilung war nach der Regierungsbildung Karsai klar: Die USA bauen die Armee auf (und bekämpfen weiter Terroristen), Deutschland bildet die Polizei aus, Großbritannien bekämpft das Drogengeschäft und Italien ist für den Justizaufbau zuständig. Haben wir das geleistet? Wohl kaum.

Eine klare Analyse der Fehler in Afghanistan wird es wohl kaum jemals geben, zu viele sind daran interessiert, die Diskussion nicht zu Ende zu führen. Der einfache Ruf im August 2021, das Militär habe versagt, zeigt deutlich in diese Richtung – dabei hat eigentlich nur das Militär bis zum letzten Tag seine Aufgabe erfüllt. Fest steht: Die Amerikaner haben die afghanische Armee aufgebaut und bewaffnet – im Schnellverfahren und

ohne ausreichende Ausbildung des für eine eigenständige Armee lebenswichtigen Führungs- und Logistikpersonals. Beim Aufbau der Spezialkräfte allerdings wurde hier Großartiges geleistet.

Deutschland hat die afghanische Polizei nicht ausgebildet. Der Aufbau der Polizei begann viel zu spät und wurde im Wesentlichen durch die Amerikaner geleistet – im gleichen Verfahren wie beim Aufbau der Armee. Großbritannien hat den Drogenanbau nicht gestoppt, er ist in den 20 Jahren Einsatz eher angewachsen und war Hauptgeldquelle der Taliban. Und von einem Aufbau der Justiz nach unseren Vorstellungen war Italien weit entfernt.

Es sind also Fehler gemacht worden und Versprechen wurden nicht eingelöst. Zwei Fehler begleiten dabei unsere 20 Jahre in Afghanistan zuvorderst: Zu wenige haben verstanden und akzeptiert, dass die Amerikaner von 2001 bis 2021 ihren eigenen Parallelkrieg gegen den Terrorismus unter dem Namen *Enduring Freedom* in Afghanistan geführt haben, mit eigenen Zielen, mit eigenen Partnern, mit eigenen Methoden und ohne Abstimmung

mit den Verbündeten. Und die NATO hatte weder im ISAF- noch im RS-Mandat eine klare Strategie mit abgestimmter langfristiger Zielsetzung, klaren Aufgabenzuweisungen und vor allem einer Einbindung nichtmilitärischer Leistungen – dem vielgerühmten, aber wenig exerzierten *Comprehensive Approach*.

Rollenwechsel im Zweijahresrhythmus

Und so hat die Rolle der internationalen Truppe im Zweijahresrhythmus gewechselt – mit ISAF: 2002 als Schutztruppe in und um Kabul; 2004 als Aufbauhilfe und Schutzmacht der *Provincial Reconstruction Teams*; 2006 als territorialverantwortliche Sicherheitsmacht in der vordersten Linie; 2008 als Präsenztruppe bei Wiedererstarkung der Taliban; 2010 als hochintensiver Bekämpfer der wiedererstarkten Taliban; 2012 als Schutz für den Aufbau afghanischer Sicherheitskräfte; 2014 im Übergang auf reine Beraterfunktion. Mit RS: 2016 in Beraterfunktion bei zunehmendem Desinteresse der USA, bereits unter Präsident Obama; 2018 in Vorbereitung des Abzugs ohne weitere Unterstützung. Das traurige Ende im August 2021 haben wir alle – viele wie ich fassungslos – erleben müssen.

Bei aller Schwäche dieses militärischen Konzepts – es ist Großartiges geleistet worden. Viel zu spät wurden die afghanischen Sicherheitskräfte aufgebaut – Armee, Polizei, Border Police, Local Police. Aber der Aufbau geschah – und die jungen afghanischen Kräfte haben sich tapfer geschlagen. Ich selber war von 2011 bis 2012 und von 2014 bis 2015 im Leitungsbereich der alliierten Kräfte im Einsatz – die Fortschritte waren bemerkenswert. Die kriegserfahrenen Afghanen haben sich von uns beraten lassen, weil sie in der Lage sein wollten, siegen zu können. Die wiedererstarkten Taliban und andere Gruppen haben dem schwer zugesetzt, waren aber besiegt. Die jungen Afghanen, die die Uniformen ihres Landes angezogen haben, haben das nicht für uns getan – aber mit uns gestanden und nur allzu oft auch vor uns. Ich habe kein Verständnis für alle, die diesen jungen Männern heute Feigheit unterstellen.

Wie Europa 1648

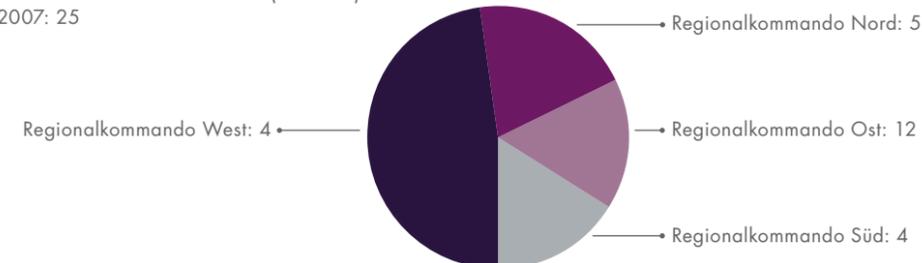
2019 waren wir erst 18 Jahre in Afghanistan. Aber Afghanistan war seit 30 Jahren im Krieg. Die Lage des Landes hatte viel mit der

ZU KURZ GESPRUNGEN

„Ich habe die Afghanen tief in mein Herz geschlossen“, schreibt der Autor. Ein persönlicher Blick auf das Land am Hindukusch und die afghanische Armee

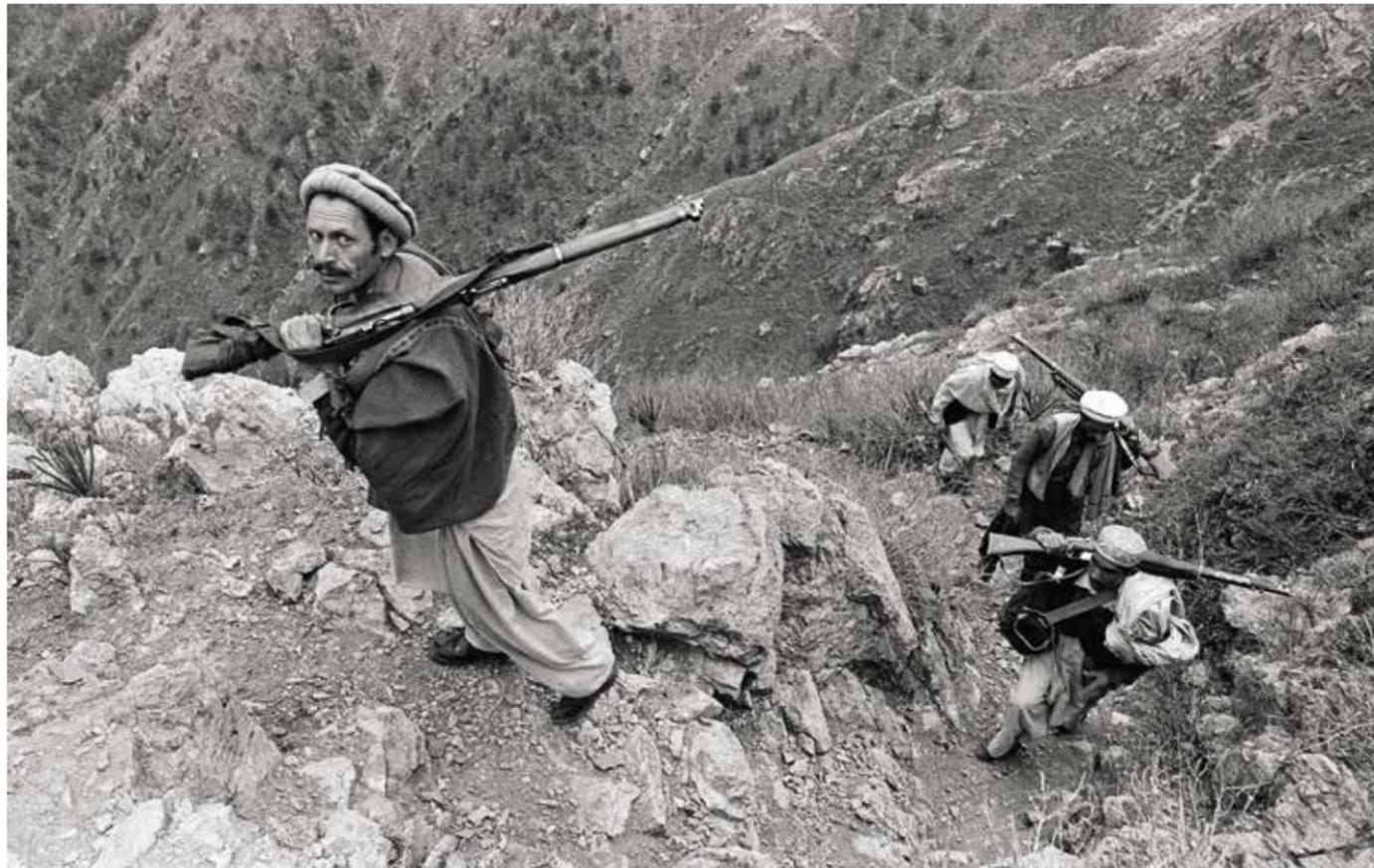
Von Carsten Jacobson

Provincial Reconstruction Teams (ab 2003)
Anzahl 2007: 25



Quelle: NATO

Land der Krieger: Mudschaheddin kämpfen 1980 im felsigen Bergland der afghanischen Provinz Kunar – gut 50 Kilometer vor der pakistanischen Grenze – gegen die sowjetischen Invasoren



Generalleutnant a. D. Carsten Jacobson war zuletzt stellvertretender Inspekteur des Heeres und Kommandeur Einsatz im Kommando Heer. Er diente in mehreren Verwendungen im Rahmen von ISAF und RSM in Afghanistan.



Lage Deutschlands am Ende des Dreißigjährigen Krieges gemeinsam. Verrohung, Verlust von Werten und Zielen, unüberschaubare Machtinteressen, Korruption, Einmischung äußerer Kräfte, religiöse Spaltung – Gryphius hat das gut beschrieben:

**Wir sind doch nunmehr gantz / ja mehr denn gantz verheeret! Der frechen Völcker Schaar / die rasende Posaun
Das vom Blutt fette Schwerdt / die donnernde Carthau / Hat aller Schweiß / und Fleiß / und Vorrath auffgezehret. Die Türme stehn in Glutt / die Kirch ist umgekehret.
Das Rathauß ligt im Grauß / die Starcken sind zerhaun / Die Jungfern sind geschänd't / und wo wir hin nur schau ist Feuer / Pest / und Tod / der Hertz und Geist durchfähret. Hir durch die Schantz und Stadt / rinnt allzeit frisches Blutt. Drey mal sind schon sechs Jahr / als vnser Ströme Flutt / Von Leichen fast verstopfft / sich langsam fort gedrungen.
Doch schweig ich noch von dem / was ärger als der Tod / Was grimmer denn die Pest / und Glutt und Hungersnoth
Das auch der Seelen Schatz / so vielen abgezungen.**

Position Mord, Totschlag und massiver Korruption verdanken – und die heute vermutlich unter den Taliban wohl weiter sehr „erfolgreich“ sind. Ehrlichen Mudschaheddin, die die Sowjets besiegt hatten und wirklich das Beste für ihr Land versuchten – Zielscheibe der Terroristen und zugleich die, denen ich heute immer noch helfen möchte, wo ich kann. Den alten Familien, die alle Stürme überdauert haben und es weitere Hunderte von Jahren tun werden – der stille Adel Afghanistans. Und den einfachen Menschen – Dolmetschern, Friseuren, Köchen, Soldaten, Marktverkäufern – den einfachen Afghanen, mit denen man als General eigentlich kaum in Kontakt kommen konnte. Wohl aber als Pressesprecher.

Das war Afghanistan 2001 bis 2021. Ich mag an das Heute gar nicht denken.

Einem guten Freund Deutschlands in führender Position habe ich mein Afghanistanbild aus den 1970er Jahren beschrieben. Er wurde still, und traurig. Und sagte: Ja, ich erinnere mich daran – aber dieses Afghanistan ist gestorben. Was für eine traurige Feststellung und wie zugleich so ähnlich dem Schlusssatz des Andreas Gryphius. Ich habe mit ihnen zusammenarbeiten dürfen, und manchmal müssen. Den alten Warlords, brutal und rücksichtslos, einem General Dostum und anderen. Brutalen Aufsteigern, die ihre

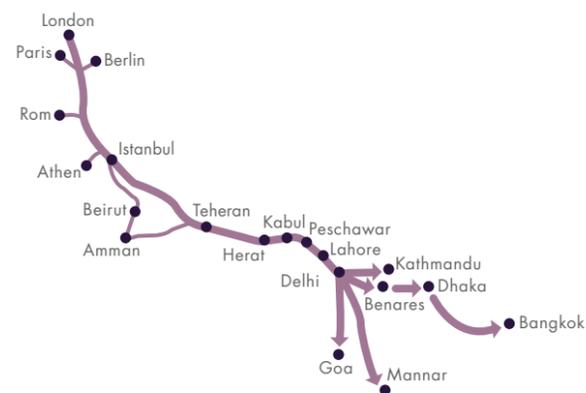
Neugierig und lebenshungrig

In meiner Zeit als NATO-Sprecher haben mich vor allem die jungen, engagierten Journalisten begeistert, redegewandt, interessiert und weltoffen. Neugierig, hungrig. Sie haben mir oft besser gefallen als unsere teilweise zu satten westlichen Journalisten, die mit vorgefasster Meinung kamen und berichteten, was ihre Chefredakteure hören wollten.

Ich habe die Afghanen tief in mein Herz geschlossen. Ich verstehe ihre Liebe zur Familie, zur Dorfgemeinschaft, zur Stammeszugehörigkeit – und ich verstehe ihre Vorsicht gegen das Fremde.

Der Hippie Trail

1979 wurde die Route mit der Islamischen Revolution in Iran und dem Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan unpassierbar.



Amal!

Amal! (Arabisch für Hoffnung) ist eine Internetplattform mit Nachrichten auf Arabisch und Farsi / Dari. Zehn Journalistinnen und Journalisten aus Syrien, Afghanistan, Ägypten und Iran berichten aus Berlin und Hamburg über alles, was in Deutschland wichtig ist. Träger ist das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik: www.amalberlin.de



Aber ich habe auch erleben dürfen, was es bedeutet, wenn ein Afghane sein Herz öffnet. Ich weiß, was der Satz „Mein Haus ist dein Haus“ bedeutet. Ich weiß, was es bedeutet, wenn man in einem Zimmer sitzen darf, in dem auch die Frauen des Hauses unverschleiert sitzen und frei sprechen – gebildet, informiert und durchaus streitwillig.

Was haben wir falsch gemacht? Die wichtigste Aufgabe zur Stabilisierung einer zerstörten Gesellschaft ist der Aufbau eines Sicherheitsapparates – äußere Sicherheit, innere Sicherheit und unkorrupte Jurisdiktion sowie ein kontrollierter Strafvollzug. Parallel dazu ist der Aufbau einer leistungsfähigen Administration erforderlich mit jungen, „unschuldig“ heranwachsenden Beamten, nicht nach unseren westlichen Rechtsvorstellungen, sondern als Verwalter ihres kulturellen Erbes. Unkorrupt, geschützt vor Vetternwirtschaft und Erpressung. Geschützt vor der Macht und der Gewalt der Warlords.

Scherbenhaufen eines gescheiterten Engagements

In einer Gesellschaft, die am Boden liegt – über 80 Prozent Analphabetentum, zusammengebrochenes Bildungssystem, gewaltbestimmtes Umfeld –, braucht dies eine Generation – 30 Jahre. 20 Jahre waren einfach zu kurz gesprungen – wenn denn der Aufbau tragfähiger staatlicher Strukturen das Ziel war. War es das? Der amerikanische Präsident hat im Sommer gesagt, das sei nie das Ziel gewesen – was aber war dann das Ziel?

All die jungen Männer, die in den Sicherheitsapparat einstiegen – Polizisten, Soldaten, Special Forces – waren hoch motiviert. Sie waren stolz, wenn sie am Ende ihrer Ausbildung ihre Zeugnisse vor allen anderen hochhalten durften. Gingen in den Dienst draußen im großen Land, wissend, dass die Sicherheitskräfte 20 Prozent Verluste pro Jahr zu beklagen hatten. Warum haben sie das getan? Nun, sie wurden besser bezahlt als der gewöhnliche Afghane – deutlich besser. Das Geld kam allerdings aus dem Westen – woher auch sonst? Es gab eine gesicherte Witwenversorgung, der junge Mann musste sich also keine Sorgen um seine Familie machen, sollte er fallen. Das Geld kam allerdings aus



dem Westen – woher auch sonst? Und es gab ein hervorragendes medizinisches Rettungssystem, sollte er verwundet werden. Das System wurde allerdings durch den Westen gestellt, einschließlich der Rettungsmittel.

Nimmt man all das in der Stunde der Not dann weg, wenn zeitgleich die eigenen politisch Verantwortlichen das Land fluchtartig verlassen, ist klar, wo der eigene Platz ist – bei der Familie. Dies ist sicher kein Zeichen von Feigheit. Ich habe die Tapferkeit unserer jungen afghanischen Sicherheitskräfte oft genug bewundern dürfen. Ich habe in meinen Jahren in Kabul viele persönliche Briefe an gute Freunde verfasst, die das beschrieben haben.

Und so stehen wir heute vor dem Scherbenhaufen eines gescheiterten Engagements. Mich persönlich erfüllt das mit tiefer Traurigkeit. Irgendwo bleibt der bittere Nachgeschmack, gute Freunde in der Stunde der Not verlassen zu haben. Ich habe das schon öfter gesagt: Es ist eine Mischung von Wut, Trauer und Hilflosigkeit. Wut, wenn gesagt wird, dass Staatsbildung nie unser Ziel war, und den tapferen jungen afghanischen Polizisten und Soldaten Feigheit unterstellt wird. Trauer um all die, die ich lieben und



Versuche der Stabilisierung: Deutsche Soldaten überprüfen 2006 bei einer Patrouille die Gegend um Masar-i-Scharif (links); ein afghanischer Soldat bewacht im April 2021 einen Checkpoint vor der US-Basis in Bagram nördlich von Kabul

achten gelernt habe, von denen nun viele nicht mehr am Leben sein dürften oder die sich erbärmlich verkriechen müssen. Und Hoffnungslosigkeit, weil wir, die wir so viel versprochen haben, nun nichts mehr tun können.

Ein Teil von mir ist und bleibt in diesem wilden, schönen Land. Unser gemeinsamer Gott schütze Afghanistan und seine Menschen. ▲

Im Dienst für das Vaterland



Getötete afghanische Sicherheitskräfte seit 2001: circa 92 000



Getötete afghanische Sicherheitskräfte zwischen 1. Juli und 15. August 2021: circa 4000



Vermisste afghanische Sicherheitskräfte im selben Zeitraum: circa 1000

Quelle: General Yasin Zia, vormaliger Vize-Verteidigungsminister Afghanistans, Washington Post

DEN EINSATZKRÄFTEN GEBÜHRT ANERKENNUNG UND DANK

**Sicherheitsbegriff und Vernetztes Handeln:
Was ist gelungen, was nicht?
Was kann Militär überhaupt leisten?
Eine Bilanz**
Von Winfried Nachtwei



Der langjährige Bundestagsabgeordnete **Winfried Nachtwei** ist Mitglied im Beirat Innere Führung des BMVg und des Beirats Zivile Krisenprävention der Bundesregierung.

Im August 2021 endete der größte, teuerste und bei Weitem opferreichste Krieseinsatz der westlichen Staatengemeinschaft und der NATO. Der Kollaps der afghanischen Regierung und ihrer Sicherheitskräfte, das Chaos der Massenflucht am Flughafen Kabul

sandten Bilder eines großen Desasters um den Globus. Seit 2002 waren Männer und Frauen der Bundeswehr, aber auch des Auswärtigen Amtes, der Entwicklungszusammenarbeit und der deutschen Polizei im multinationalen Einsatz in Afghanistan. Sie haben

Strapazen auf sich genommen, zum Teil Risiken für Leib und Leben. Viele haben Kameradschaft wie sonst nie erlebt, haben gekämpft, wurden an Leib und Seele verwundet, haben Kameraden verloren. Im Auftrag von UN, Bundesregierung und Parlament sollten sie dazu

beitragen, nach den Terrorangriffen vom 11. September Sicherheit vor weiteren Terrorangriffen zu schaffen und deshalb Al-Qaida und anderen internationalen Terrorgruppen ihren Rückzugsraum in Afghanistan zu nehmen. Bei der UN und einem Teil der NATO-Verbündeten, darunter Deutschland, war bewusst, dass eine bloß militärische Terrorbekämpfung nicht ausreichte, dass sie einhergehen musste mit Ursachenbekämpfung im Rahmen eines umfassenden Sicherheitsbegriffs. Das von 23 Kriegsjahren zerrüttete Land war zwingend auf internationale Unterstützung bei der Stabilisierung, Förderung verlässlicher Staatlichkeit, Aufbau und Entwicklung angewiesen. Völlig richtig war die Absicht in der deutschen Führung wie bei etlichen anderen Verbündeten, ja nicht Besatzer werden zu wollen. Das alles machte Sinn.

Dass fast 20 Jahre später die Taliban an die Macht zurückkehrten, ist ein historisches Scheitern und zum Verzweifeln, vor allem für viele Menschen in Afghanistan, insbesondere die weibliche Hälfte der Bevölkerung. Es ist zutiefst verstörend für Afghanistan-Veteranen, Verwundete, Hinterbliebene.

Offenkundig wurden die strategischen Ziele des Einsatzes im Wesentlichen verfehlt:

Al-Qaida wurde geschwächt. Ob dadurch aber Al-Qaida-Anschläge in Deutschland verhindert wurden, ist rein spekulativ. Eine nachhaltige Bekämpfung der Terror-Hydra gelang jedoch nicht, zum Teil wurde sie eher beflügelt, insbesondere durch die Art des *War on terror*. 2019 entfielen 41 Prozent aller Terrortoten auf Afghanistan. Die Ausbreitung des IS in Afghanistan seit 2021, insbesondere seine hohe Regenerationsfähigkeit, ist beunruhigend.

Bis 2007 / 2008 war im deutschen Verantwortungsbereich im Norden die Stabilisierungswirkung der ISAF-Präsenz mit Händen zu greifen. Aufbau und Entwicklung kamen voran. Folgende Lageverschlechterungen wurden in Berlin zunächst beschönigt und nicht mit angemessener Kräfteverstärkung beantwortet. Seit April 2009 waren deutsche ISAF-Kräfte vor allem in den Provinzen Baghlan und Kundus unübersehbar mit einem intensiven Guerilla- und Terrorkrieg konfrontiert. Im Kontext des von den USA ausgehenden Strategiewechsels und *Surge* wechselte auch das deutsche ISAF-Kontingent zur

Counterinsurgency. Die Taliban konnten aus etlichen Distrikten zurückgedrängt werden. Erstmals gingen die Sicherheitsvorfälle im Norden wie landesweit zurück. Am scharfen Ende ihres Berufes haben sich die Bundeswehrsoldaten voll bewährt, sie waren vor allem ab 2010 durchsetzungsstark. Militärische Gewalt setzten sie



Veteranen der „Recondo Vets“ gedenken 2017 im Bendlerblock ihrer im Ausland gefallenen Kameraden

Todesfälle in der Bundeswehr im Auslandseinsatz und in anerkannten Missionen

Afghanistan (abgeschlossen)	59
Mali	2
Irak	1
Kosovo	29

Quelle: Bundeswehr

Adria (abgeschlossen)	1
Bosnien (abgeschlossen)	20
Georgien (abgeschlossen)	1
Kambodscha (abgeschlossen)	1
Litauen (anerkannte Mission)	1

kontrolliert ein und nahmen bei Gefechten Rücksicht auf die Zivilbevölkerung – so die Beobachtung der von mir geleiteten G36-Kommission. Die politische Entscheidung zum Abzug der ISAF-Kampftropfen bis Ende 2014 konterkarierte aber die Zwischenerfolge und verschob das strategische Kräfteverhältnis zugunsten der Taliban. Ab sofort stieg die jährliche Zahl der Zivilopfer um 20 Prozent auf über 10 000, die tagelange Besetzung von Kundus im Herbst 2015 war ein Schock. Allein 2020 fielen mehr als 10 000 afghanische Soldaten und Polizisten. Die strategischen Ziele – sicheres Umfeld und Stabilisierung – wurden damit krass verfehlt.

Teilfortschritte gab es beim Staatsaufbau in der Hauptstadt, den Provinzen und Distrikten. Die dabei wuchernde Korruption und schlechte Regierungsführung wurden aber zu einem der Haupttreiber der Aufstandsbewegung.

Die Bilanz der Entwicklungszusammenarbeit war gemischt. Komplexe Projekte, die auf wirtschaftliche Entwicklung, Verwaltungskapazitäten, Rechtsstaatlichkeit zielten, waren seltener erfolgreich. Beachtliche Erfolge gab es in der Gesundheitsversorgung, Grundbildung, Infrastruktur und bei in der Bevölkerung verankerten Projekten. Entwickeln konnte sich eine außergewöhnliche Medienvielfalt, eine vitale Zivilgesellschaft. Teile der weiblichen

und jüngeren Bevölkerung – vor allem in den Städten – erlebten Entfaltungsmöglichkeiten wie nie zuvor.

Sehr vielen deutschen Einsatzkräften bin ich bei 20 Afghanistanbesuchen und in Deutschland begegnet. Ich habe sie und ihre Leistung hoch schätzen gelernt. Sie haben ihre Aufträge mit hoher Professionalität und Einsatzmotivation, Mut und interkultureller Kompetenz erfüllt. Das machte Sinn, Menschen Hoffnung und ermöglichte Fortschritte. Für diese Leistungen gebührt ihnen Interesse, Anerkennung und Dank.

Teilfortschritte, Machbarkeitsillusionen und Schönfärberei

Das „strategische Scheitern“ (General Mark Milley, Chef des US-Generalstabs) lag nicht an solchem „Bodenpersonal“. Es lag an massiven politischen und militärischen Führungsfehlern:

- ▶ fehlende kohärente, zivil-militärische Strategie und grundlegende Strategiedissense, ein oft krasser Mangel an Landeskenntnis und Konfliktverständnis, einhergehend mit vielen Machbarkeitsillusionen und Schönfärberei sowie verweigerter Wirkungskontrolle (seitens der Bundesregierung über 15 Jahre)
- ▶ eine „Partnerwahl“, die zu oft korrupte Warlords stärkte
- ▶ eine unzureichende Umsetzung des vernetzten Ansatzes in der Einsatzvorbereitung, in der Abstimmung operativer Ziele und in der über Jahre viel zu schwachen Personalausstattung der diplomatischen und polizeilichen Komponente
- ▶ eine verspätet einsetzende, oft kurzatmige und halbherzige Aufbauunterstützung der afghanischen Sicherheitskräfte
- ▶ die viel zu späte Aufnahme von Verhandlungen mit den Aufständischen

Wo solche strategischen Fehler einen Einsatz dominieren, können auch die größte militärische Überlegenheit auf taktischer und operativer Ebene und ein wirksamerer Einsatz einzelner Verbündeter ein Scheitern im Großen nicht verhindern. Angesichts der immensen Kosten und enormen menschlichen Opfer des Einsatzes ist eine ehrliche und selbstkritische Wirkungsevaluierung des Einsatzes unabdingbar – um wenigstens bestmöglich aus dem Einsatz

zu lernen. Eine Enquete-Kommission des Bundestages soll das leisten. (Auswärtiges Amt, Entwicklungs- und Innenministerium wollen ihre Evaluierungen auf den Zeitraum ab 2013 beschränken und die politisch-strategische Ebene ausklammern.)

Der bedingungslose und hastige Einsatzabbruch des Westens bereitete der Machtübernahme der Taliban den Weg. Viele Leistungen Abertausender Einsatzkräfte wurden damit rückgängig gemacht und massenhaft Hoffnungen zerstört. Seit Ende 2021 wütet in Afghanistan die größte humanitäre Katastrophe weltweit. Über die Hälfte der Bevölkerung leidet an Hunger. Gegen ein stilles Massensterben sind umfassende Überlebenshilfe und eine konditionierte Lockerung von Sanktionen unabdingbar. Was an wirksamer Hilfe möglich ist, beweisen Tag für Tag Hoffnunginseln wie Projekte des Afghanischen Frauenvereins, des Freundeskreises Afghanistan und anderer Nichtregierungsorganisationen, die in der örtlichen Bevölkerung voll verankert sind und auch unter den Taliban weiterarbeiten können. ▲

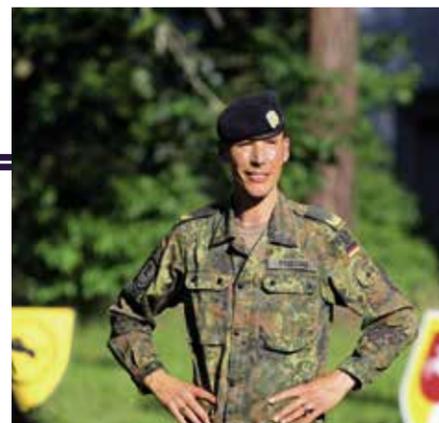
BLICK ZURÜCK

Vier Veteranen berichten von ihren Einsätzen in Afghanistan, von Begegnungen, enttäuschten Hoffnungen, Angst und dem Leben danach

Von Gabriele Meister



„Wir können nicht das Paradies gestalten, aber das Machbare“: Hauptmann Heike Benz, Oberstabsfeldwebel a. D. Andreas Eggert, Oberstleutnant Rüdiger Tillmann und Brigadegeneral Christian Freuding (im Uhrzeigersinn) über ihre Einsätze in Afghanistan



„Warum werden ausgerechnet die Mitarbeiter vor 2013 nicht evakuiert? Also diejenigen, auf die wir am meisten angewiesen waren, da wir ja direkt in Kampfhandlungen verwickelt waren. Ich habe alle angeschrieben – keine Reaktion, einfach nichts.“

Ein Veteran twittert seinen Frust über den Umgang mit Ortskräften – lesenswert: www.tinyurl.com/twitter-ortskraefte



Mehr Personal gewünscht

Brigadegeneral Christian Freuding, 50, war sieben Monate lang Chef des Stabes beim Provincial Reconstruction Team der ISAF in Kundus (2007 / 2008)

Als Chef des Stabes war ich wie die Spinne im Netz: Bei mir liefen alle Informationen zusammen, sowohl militärische als auch zivilmilitärische. Meine Aufgabe war es, aus diesen unterschiedlichen Handlungssträngen ein gemeinsames Ganzes zu machen und mögliche Entscheidungen für den Kommandeur vorzubereiten.

Die größte Herausforderung dabei war die sich verschärfende Lage vor Ort: Mindestens im Wochentakt wurde unser Feldlager mit Raketen beschossen, der bewaffnete Widerstand wurde stärker. Gleichzeitig hinkten wir mit der Anpassung der uns zur Verfügung stehenden Mittel immer hinterher. Das führte zu praktischen Herausforderungen, war aber natürlich auch für das Personal sehr belastend.

Es ist uns leider nicht gelungen, diese Veränderung der Sicherheitslage den Entscheidungsträgern in Deutschland so zu vermitteln, dass es politisch und militärisch nachvollzogen werden konnte und daraus richtige Schlussfolgerungen gezogen wurden. Wir hätten uns viel mehr Personal gewünscht, nicht nur militärisches, sondern vor allem auch Verwaltungsunterstützung und Polizei.

So konnten wir den militärischen Anteil unseres Auftrags unter starkem Druck leidlich erfüllen, aber die anderen Felder, die wir auch gesehen haben, konnten wir nicht in dem Maße gestalten, in dem das erforderlich gewesen wäre, um dem militärischen Wirken Nachhaltigkeit zu verleihen. Mit nur zwei oder drei Bundespolizisten können Sie in einer so großen Region wie Kundus keinen Polizeiaufbau betreiben. Auch Juristen und Verwaltungsfachleute aus Deutschland hätten wir zum Aufbau grundlegender Funktionen von Staatlichkeit gebraucht.

Das hat am Ende dazu geführt, dass wir nicht die Nachhaltigkeit erreicht haben, die wir uns gewünscht hätten.

Für mich bleibt trotzdem die Hoffnung, dass wir ein Samenkorn hinterlassen konnten, das sich entwickeln kann – dass wir Menschen die Vorstellung geben konnten, welchen Wert eine freiheitliche Ordnung oder etwa Bildungschancen haben.

Das sage ich auch aus tiefer christlicher Überzeugung: Wir können nicht das Paradies gestalten, aber das Machbare und das weniger Schlechte. Ich wende mich damit gegen jene, die sagen, das sei vergeblich. Ein Arzt sagt schließlich auch nicht: „Ich fange gar nicht an mit der Behandlung, weil die Heilung nicht sicher ist.“



Ein ganz anderes Vertrauen

Oberstleutnant Rüdiger Tillmann, 60, war in Kabul: als Military Advisor bei der United Nations Assistance Mission in Afghanistan / UNAMA (2005: 3 Monate, 2014 / 2015: 18 Monate) sowie als ISAF-Verbindungsoffizier zum Regionalkommando Nord im Civil Casualty Team (2009 / 2010: 11 Monate)

Ich war drei Mal in Afghanistan – einmal mit der Bundeswehr und zwei Mal mit den UN. Entsprechend unterschiedlich sind meine Erfahrungen: Als ISAF-Verbindungsoffizier musste ich die Pläne meines Kommandeurs bei unseren NATO-Partnern vorstellen, um zum Beispiel zu verhindern, dass ISAF-Kräfte sich versehentlich gegenseitig attackieren. In dieser Zeit habe ich wie alle Bundeswehrsoldaten im Camp gelebt.

Als Military Advisor der UN habe ich mir dagegen selbst ein Haus in Kabul gemietet, bin unbewaffnet Tee trinken gegangen, allein Auto gefahren und mit Ariana, der afghanischen Fluglinie, geflogen.

Manche fänden das sicher beängstigend. Aber ich habe den UN-Einsatz als wesentlich angenehmer und produktiver empfunden als meine Zeit mit ISAF. Wenn man unbewaffnet auf Menschen zugeht, kann man ein ganz anderes Vertrauen aufbauen. Und das war schließlich unsere Kernaufgabe. Ich musste einen deutschen General, aber auch afghanische Streitkräfte, NGOs und lokale Entwicklungshelfer vernetzen und beraten. Ich habe Wahlen kritisch beobachtet und NGOs gewarnt, wenn in ihrer Nähe Operationen geplant waren.

Um Vertrauen aufzubauen und Informationen zu erhalten, muss man allerdings un-

heimlich viel Geduld mitbringen. Wir haben Stunden damit verbracht, afghanischen Partnern unseren Auftrag im Gegensatz zur Bundeswehr zu erklären. Manchmal half auch, Privates zu erzählen, um das Kennenlernen zu erleichtern.

Natürlich habe ich mich dadurch auch angreifbar gemacht: Nach dem Einsatz habe ich in meinem privaten Briefkasten in Deutschland einen Zettel gefunden, mit einem Foto von Enthaupteten und dem Satz „Das nächste Mal bist du dran“. Ich lebe in einer Großstadt mit einer großen afghanischen Community, da gibt es natürlich Verbindungen zur Heimat.

Ich habe dem Ganzen aber nicht viel Bedeutung beigemessen und würde mich auch immer wieder so verhalten: Es war mir wichtig, unter anderem einen Vertreter des afghanischen Verteidigungsministeriums privat zum Abendessen zu besuchen. Ein anderes Mal habe ich ehrenamtlich geholfen, ein Waisenhaus zu streichen. Das sind prägende Erfahrungen, die Bundeswehrsoldaten verwehrt bleiben, durch die man mit der Bevölkerung aber ganz anders in Kontakt kommt. Das ist vielleicht ein Grund, warum die UN noch in Afghanistan sind, andere Truppen aber nicht.

Dass Bundeswehrsoldaten immer nur etwa sechs Monate im Land waren, war sicher ein Kardinalfehler des Einsatzes. Das ist zu kurz, um effektiv arbeiten zu können. Umso persönlicher berührt es mich, wenn Bundeswehrekameraden UNAMA kritisch beäugen und dass beim Abschlussappell zum Afghanistan-Einsatz kein einziger deutscher Vertreter der UNAMA eingeladen wurde.

Wir sollten Afghanistan nicht aufgeben. Vielleicht gibt es noch eine Chance, dass die Taliban Abstriche machen bei ihrer Vorstellung eines Staates. Die UN sind noch da.



Totale Reizüberflutung

Hauptmann Heike Benz, 37, hat 2015 knapp fünf Monate lang im dritten deutschen Kontingent Resolute Support den Luftumschlagpunkt von Camp Marmal geleitet

Meine Aufgabe war es, für Lufttransportsicherheit zu sorgen. Das beinhaltete, Soldaten zu schulen, die für die sichere Lieferkette zuständig waren, aber auch selbst Fracht zu kontrollieren, zum Beispiel Farbflaschen auf die Inhaltsstoffe zu prüfen und sicher zu verpacken, so dass für das Flugzeug nach Deutschland keine Gefahr besteht.

Afghanistan war mein erster Auslandseinsatz. In der Ausbildung wurde immer wieder vor herumliegenden Kanistern und weißen Toyota Pick-up-Trucks gewarnt, weil sie erfahrungsgemäß von Selbstmordattentätern genutzt werden. Wenn man vom Camp nach Masar-i-Scharif fährt, sieht man aber überall Kanister und weiße Toyotas. Sofort spielten sich in meinem Kopf Szenarien ab, was alles passieren könnte. Auch die Hitze von teilweise 47 Grad war sehr unangenehm. Alles in allem: eine totale Reizüberflutung, die auch deshalb sehr belastend für mich war, weil ich meiner Familie nicht davon erzählen konnte. Einerseits wollte ich meine Eltern nicht beunruhigen, andererseits wusste ich, dass die Handynetze nicht sicher waren und ich nicht alles sagen durfte.

Ich habe nie an ISAF gezweifelt. Es war gut und richtig, dass wir da waren. Leider ist das oft gar nicht so wertgeschätzt worden von der Politik und den Medien. Es wurde nur berichtet, wenn wieder etwas passiert war. Dabei haben wir es zumindest für eine gewisse Zeit ermöglicht, dass zum Beispiel Mädchen in Schulen gehen konnten. Trotzdem war es richtig, nicht noch länger zu bleiben. Wir waren 20 Jahre da.

Von der Seele geschrieben
Einige Veteranen haben nach ihren Erlebnissen Bücher verfasst. Eine Auswahl aktueller Werke:



Sonne im Staub
Dieses dreiteilige Werk liest sich wie ein Roman und basiert auf den Tagebuchaufzeichnungen von Enrico Senftleben, der in der Feldwebellaufbahn fast 1000 Tage in Afghanistan war. Über sein Soldatenleben berichtet er im DBwV-Podcast: www.tinyurl.com/dbwv-podcast



„Hier ist Krieg“
Hauptfeldwebel Markus Götz hat während seines Einsatzes 2010 als Gruppenführer in einer Kampfkompanie Tagebuch geführt. Ergänzt ist es durch eine Einleitung zum Afghanistan-Einsatz. Der Militärhistoriker Christian Hartmann nennt das Buch eine „ganz außergewöhnliche Quelle“.



Sandseele
Wolf Gregis war als Offizier 2008 / 2009 in Afghanistan. Er ist Lehrer, promoviert aktuell und hat den Roman „Sandseele“ geschrieben (2021). Gregis ist vielfältig engagiert und betreibt den „Veteranenpodcast“ auf www.podcast.de



„Deichbruch“ miterlebt

Oberstabsfeldwebel a. D. Andreas Eggert, 46, diente beim Militärischen Abschirmdienst und absolvierte zwischen 2006 und 2013 sieben Einsätze von drei bis fünf Monaten in Kundus, Kabul, Masar-i-Scharif, Faisabad. Heute engagiert er sich als Regionalvorstand West und Fallmanager beim Bund Deutscher EinsatzVeteranen e. V.

Heute Nacht habe ich wieder eine Nachricht von einem Kameraden bekommen, der gern im Einsatz sterben würde – dann bräuchte er nicht zu erklären, was mit ihm los ist. Solche Gedanken kenne ich auch. Ich war sieben Mal in Afghanistan. Am Ende war es wie eine Sucht. Zu Hause hatte ich keine Struktur mehr. Ohne Waffe das Haus zu verlassen, machte mir Angst, Menschenmengen konnte ich nicht ertragen.

Es dauerte Jahre, bis ich mich überwand, zum Psychiater zu gehen, und noch länger bis zur Diagnose „Posttraumatische Belastungsstörung“. Seitdem bin ich im Ruhestand und arbeite 40 bis 60 Stunden pro Woche ehrenamtlich für den Bund Deutscher EinsatzVeteranen e. V.

Der Sozialdienst macht gute Arbeit, ist aber personell nicht gut aufgestellt und kann nicht nachempfinden, was die Kameraden erlebt haben. Deshalb wenden sich viele an uns. Ich weiß, wie wahnsinnig peinlich es sich anfühlt, sich in Alpträumen in die Hose zu machen. Dabei ist es eigentlich normal, man muss das Geschehene irgendwie verarbeiten.

In Kundus habe ich zum Beispiel einen „Deichbruch“ miterlebt. Das bedeutet, dass vermutlich feindliche Kräfte ins Lager eingedrungen waren. Wir sollten uns alle mit grünen Knicklichtern markieren. Alle anderen sollten erschossen werden. Allerdings wusste ich, dass noch gar nicht alle Knicklichter erhalten hatten und sich auch Ortskräfte im Lager befanden.

Sie glauben gar nicht, was das mit einem macht, wenn Sie das Gebäude bewachen müssen und Ihnen kommen Menschen ohne Knicklichter entgegen. Zum Glück war es am Ende wahrscheinlich ein Fehllarm. Jedenfalls wurden keine feindlichen Kräfte gefunden.

Obwohl das eine extreme Situation war, haben wir hinterher nicht darüber geredet. Auch über anderes haben wir nicht geredet. Da sind Sachen passiert, die waren nicht mehr rechtsstaatlich. Menschen sind zu Schaden gekommen. Das hätte man sofort aufarbeiten müssen. Ganz zu schweigen von dem Umgang mit Ortskräften, die durch die Taliban ermordet wurden, weil sie nicht rechtzeitig ausgeflogen wurden.

Alles ins allem ist für mich der Einsatz deshalb gescheitert. Nicht der einzelne Soldat – wir haben unsere Aufgaben nach besten Kräften erfüllt. Aber der Einsatz an sich ist gescheitert. Mit den Taliban kann man nicht verhandeln, deshalb war der Abzug alternativlos. Und die Aufarbeitung müsste endlich beginnen. ▲



Gabriele Meister ist freie Journalistin und lebt in Mainz.



Gemeinsam stärker

Die größte deutsche Veteranenvereinigung berichtet auf Instagram von ihrer Arbeit, rund 6000 Personen folgen dem Bund Deutscher EinsatzVeteranen e. V. bereits: @veteranenverband

AFTER INTERVENTION

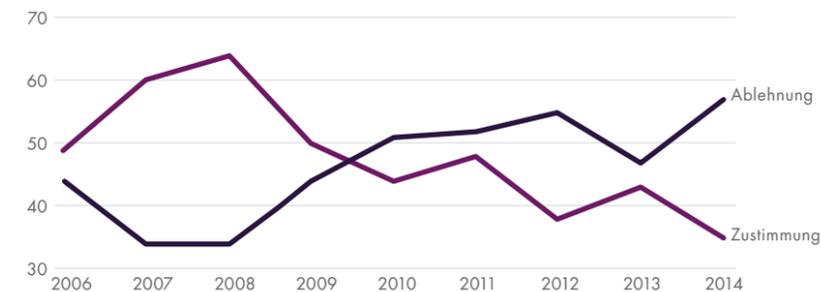
Der Afghanistan-Einsatz im Blick evangelischer Friedensethik
Von Roger Mielke

Afghanische Frauen ernten Safranblüten auf einem Feld in Herat – eine Alternative zum Opiumanbau, der in den letzten Jahren deutlich zugenommen hat



Zunehmende Skepsis

Wie Menschen in Deutschland zum Afghanistan-Einsatz standen, in Prozent



Quelle: Bevölkerungsbefragungen ZMSBw, Bundeszentrale für politische Bildung

Der westliche Militäreinsatz in Afghanistan endete in den Nachtstunden des 30. August 2021. Damit kamen auch 20 Jahre militärisches Engagement des Westens zu ihrem Ende. Dieses Engagement begann unmittelbar nach den Anschlägen des 11. Septembers 2001, ermächtigt durch die Resolution 1368 des UN-Sicherheitsrats vom 12. September 2001.

Viele Analysen im Spätsommer 2021 hielten fest, dass mit der Evakuierung des Flughafens von Kabul auch eine politische Epoche beendet sei. Der russische Angriffskrieg in der Ukraine bestätigt diesen Eindruck einer Epochenäsur. Kabul und Kiew sind sozusagen Endpunkte einer Skala, die das Ende der selbstverständlichen Dominanz westlicher Ordnungsvorstellungen anzeigt.

Der frühere britische Minister Rory Stewart spricht von den „last days of intervention“ und meint damit nicht nur die letzten Tage in Kabul. Ohne hier eine tiefer gehende ideengeschichtliche Analyse vornehmen zu können, können wir festhalten, dass die „days of intervention“ ein relativ schmales Zeitfenster umfassten. Von einem „liberalen Interventionismus“, der Durchsetzung westlicher Vorstellungen von Freiheit, Pluralismus und Demokratie notfalls mit Gewalt, kann man nun im Rückblick sprechen. Er umfasst den größeren Teil des Einsatzes in Afghanistan, den Krieg im Irak 2003, die Intervention in Libyen. Voraussetzung war der „unipolare Moment“ der unangefochtenen Hegemonie der USA im internationalen System nach dem Zusammenbruch des Sowjetsystems und vor dem Aufstieg Chinas. Der politische Ertrag kann kaum anders als „katastrophal“ bezeichnet werden, wenn wir die Hinterlassenschaften etwa im Irak, in Libyen, im Jemen, in Somalia und in der arabischen Welt insgesamt anschauen.

20 Jahre Krieg in Afghanistan – Verlauf und Ergebnisse

Ein kurzer Blick auf die Ergebnisse der Intervention in Afghanistan mag hilfreich sein für eine Gesamteinschätzung. Viele sozioökonomische Entwicklungsindikatoren in Afghanistan haben sich zwischen 2000 und 2020 erheblich verbessert, deutlich zugenommen hat allerdings auch die Opiumproduktion. Die Wohlfahrtsgewinne sind wesentlich dem Zufluss internationaler Gelder zu verdanken. Die Kosten des Krieges waren gewaltig. Nach Zahlen des US Department of Defence betragen sie allein für die USA 837 Milliarden Dollar im Bereich des Militärs und 145 Milliarden Dollar für zivile Projekte. Die deutschen Zahlen sind geringer, aber immer

noch eindrucksvoll: 12,3 Milliarden Dollar für den Einsatz der Bundeswehr, fünf Milliarden Dollar für den zivilen Bereich. Auch der menschliche Preis des Krieges war enorm. Den höchsten Blutzoll trug der afghanische Sicherheitssektor mit nahezu 70 000 Gefallenen. Die dokumentierten Opfer der Taliban liegen bei über 50 000, die Zahl der zivilen Todesopfer bei 46 000, die realen Zahlen liegen vermutlich höher. Auch die Verluste der internationalen Truppen waren erheblich, die US-Streitkräfte zählen 2300 Gefallene. Dabei begann der Einsatz mit einem *Light footprint* in den frühen 2000er Jahren. Mit der Implementierung der *Counterinsurgency-Strategie (COIN)* erreichte die Truppenstärke in den Jahren 2009 bis 2011/12 ihren Höchststand, um sich dann nach dem Ende der ISAF-Mission im Jahre 2014 wieder rapide zu verringern.

Über die gesamte Dauer der Intervention hinweg gab es erheblich wechselnde Zielsetzun-

gen. Dies war allerdings nicht dem Zufall geschuldet, sondern den unterschiedlichen Lagen. Im Einzelnen ist vieles nachvollziehbar, im Ganzen aber und über die gesamte Dauer des Einsatzes hinweg legt sich der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit nahe. Im September 2001, unmittelbar nach den Anschlägen, ging es darum, Al-Qaida zu bekämpfen und eine Regierung zu stürzen, die den Terroristen einen sicheren Rückzugsort bot. Legitimationsgrund für den Einsatz militärischer Gewalt war gemäß der UN-Resolution 1368 die Selbstverteidigung der USA nach Artikel 51 der UN-Charta. Die *Operation Enduring Freedom* mit dem weitergehenden Auftrag der Terrorismusbekämpfung begann am 7. Oktober 2001.

Im Dezember 2001 nahm die Petersberg-Konferenz die Aufgabe in den Blick, eine neue, als *Inclusive government* gedachte Regierung für Afghanistan aufzubauen. Dies geschah aller-

Kabul und Kiew sind sozusagen Endpunkte einer Skala, die das Ende der selbstverständlichen Dominanz westlicher Ordnungsvorstellungen anzeigt.



Militärdekan
Dr. Roger Mielke leitet das Evangelische Militärpfarramt Koblenz III am Zentrum Innere Führung der Bundeswehr.

dings ohne Einbeziehung der Taliban. Ein schwerer Fehler, wie sich im Rückblick herausstellen sollte. Die neue Regierung, unter Hamid Karsai als Präsident, war auf die ISAF-Mission, ab 2003 unter NATO-Führung stehend, angewiesen. Hier ging es um *State building* und *Assistance*.

Die dramatisch sich verschlechternde Sicherheitslage nach 2003 führte dazu, dass ab 2006 in großem Umfang militärische Operationen durchgeführt wurden, um zumindest einen grundlegenden Schutzraum für die Rekonstruktion des Landes zu gewährleisten. Den Höhepunkt erreichte dies während der Jahre 2009 bis 2011 mit der Implementierung der *COIN*. Im Jahr 2014, zu Beginn der zweiten Obama-Administration, wurde die ISAF-Mission beendet. Die sich anschließende Mission *Resolute Support* hatte die Hauptziele: Unterstützung des Staatsaufbaus, Training der Sicherheitskräfte, Sicherheitsassistenz und die Wiederherstellung der Grundlagen für den wirtschaftlichen Wiederaufbau.

Wenn man mit nüchternem Blick auf das schaut, was in den 20 Jahren von 2001 bis 2021 erreicht wurde, so wird man feststellen müssen, dass man nachhaltig an zwei Punkten Erfolg hatte. Zum einen wurde Al-Qaida dauerhaft geschwächt, zum anderen wurde die afghanische Zivilgesellschaft zumindest 20 Jahre lang gestärkt. Gegenwärtig allerdings befindet sich Afghanistan mitten in einer ökonomischen und humanitären Katastrophe.

Schwerpunktverschiebungen und unerreichbare Ziele

Fragen wir nun nach den offensichtlichen und den verborgenen Gründen für den Rückzug im Sommer 2021. Aus diesem komplexen Feld sollen hier nur drei knappe Überlegungen angestellt werden. Als erster Grund sind die innenpolitischen Verschiebungen in den USA zu nennen, wo es parteiübergreifend darum ging, einen zunehmend unpopulären Krieg zu beenden.

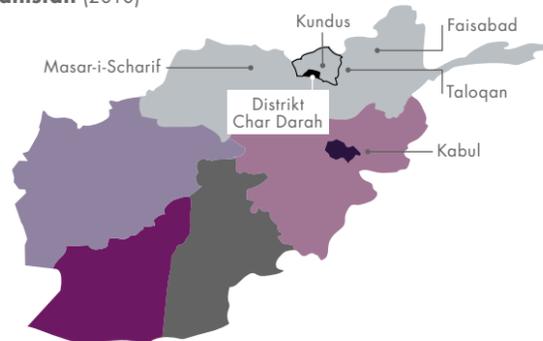
Ein zweiter Grund sind die geänderten geopolitischen Akzente der letzten Jahre. Mit der Verschiebung der strategischen Prioritäten der US-Außenpolitik in den pazifischen Raum und die Fokussierung auf die

Die Bundeswehr in Afghanistan (2010)

• Deutsche Standorte

Regionalkommandos

- (Führungsnation)
- Nord (Deutschland)
- West (Italien)
- Ost (USA)
- Kabul (Türkei)
- Südwest (USA)
- Süd (GB)



ISAF in Afghanistan im April 2012

Soldaten insgesamt: 128 961

Die größten Truppenkontingente:

USA	90 000
Großbritannien	9 500
Deutschland	4 900
Italien	3 816
Frankreich	3 308
Polen	2 457

Rumänien	1 843
Australien	1 550
Spanien	1 481
Türkei	1 327

Quelle: ISAF, dpa

Rivalität mit China ging eine Ressourcenbündelung einher. Der Mittlere Osten, über lange Jahre hinweg durch die Präsenz der USA geprägt, verliert in der Perzeption Washingtons an Gewicht. Wichtig dabei sind auch energiepolitische Gründe.

Als Drittes nenne ich Gründe, die in der Konzeption der Mission in Afghanistan selbst liegen. Man kann sagen, dass sie Ziele hatte, die grundsätzlich kaum erreichbar waren: *Nation building* und Etablierung eines demokratischen Systems waren schlicht unmöglich gegen eine immer weiter wachsende und am Ende überwältigende Mehrheit der einheimischen Bevölkerung. Eine zutiefst korrupte afghanische Regierung und politische Eliten, die die internationale Hilfe zum größten Teil in die eigenen Taschen lenkten, machten die Aufgabe nicht leichter. Am Ende des Tages hatten die Taliban die größere Legitimität und Autorität als Repräsentanten des afghanischen Volkes, zumindest mit Blick auf die paschtunische Volksgruppe. Beunruhigend und kontrovers bleiben die Fragen, ob der Rückzug im Sommer 2021 auch einer strategischen Ungeduld geschuldet war und ob Pläne, die im Prinzip gut waren, nur schlecht in Politik umgesetzt wurden.



Interventionismus des Westens: Ein irakischer Mann gestikuliert vor US-Soldaten, die Häuser in der umkämpften Stadt Falludscha durchsuchen (2004)

Afghanistan und die evangelische Friedensethik

Evangelische Friedensethik bewertet militärische Interventionen („internationale bewaffnete Friedensmissionen“) grundsätzlich kritisch. Die EKD-Friedensdenkschrift von 2007, „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“, der gegenwärtig maßgebliche Referenztext friedensethischer Reflexion, lässt sich auch verstehen als eine Reaktion auf das „Jahrzehnt der Interventionen“, das 1999 mit dem NATO-Einsatz gegen Serbien und dem Kosovo-Mandat (KFOR) begann. Das in der Denkschrift entwickelte Leitbild des gerechten Friedens ruht auf vier Säulen: Die erste Säule ist die Priorität der Gewaltlosigkeit. Die zweite Säule ist ein Verständnis des Friedens als eines multidimensionalen Prozesses, der mehr ist als bloße Abwesenheit von Gewalt. Es geht hier um einen sogenannten „positiven“ Friedensbegriff, im Unterschied zu dem für die empirischen Wissenschaften kalibrierten negativen Friedensbegriff. Die dritte Säule definiert Frieden als rechtsförmigen Begriff; die internationale Friedensordnung ist eine Rechtsordnung. Dieser Rahmen wird im Wesentlichen durch positives Recht gesetzt und erst in zweiter Linie durch Gerechtigkeitserwägungen. Dieser Friedensbegriff hat ein enormes Zutrauen zur internationalen Ordnung als einer Rechtsordnung – mittlerweile wird man sagen müssen: ein kaum durch Erfahrung und Wirklichkeit gedecktes Zutrauen.

Als vierte Säule, im Rahmen der umfassenden Friedensverpflichtung konzipiert, bleibt ein begrenzter Einsatz „rechtserhaltender Gewalt“. Hier lebt die Kriegerethik der *Just war tradition* weiter. Aufgrund des restriktiven Rahmens für die Anwendung militärischer Gewalt wohnt diesem Framework ein eminent kritisches Potenzial auch gegen Interventionen inne. Auf der einen Seite ist ein humanitärer Universalismus der christlichen Botschaft zutiefst eingeschrieben. Dies macht menschenrechtlich basierte Konzepte wie *Human Security* oder *Responsibility to Protect* anschlussfähig. Auf der anderen Seite steht militärische Gewalt immer in der Gefahr, dass der verursachte Schaden größer wird als das an-

gestrebte Gut. Mit Blick auf Afghanistan wird man wohl zu dem Schluss kommen, dass genau dies geschehen ist.

Die EKD-Friedensdenkschrift widmet den „Grenzen internationaler bewaffneter Friedensmissionen“ ein Unterkapitel (Kapitel 3.3.3, Ziffern 117–123), das seine Argumente entlang der *Just-war-Kriterien* entwickelt. Die dort im Jahr 2007 formulierten Vorbehalte wirken prophetisch für den Verlauf des weiteren Einsatzes. Die „Mitsprache der Betroffenen vor Ort“, ein „friedens- und sicherheitspolitisches Gesamtkonzept“, „Exit-Kriterien“, fehlende „Evaluierung“ werden als Gesichtspunkte des Urteils benannt. Im Jahr 2014 wurde ein eigenständiger Text der Kammer für Öffentliche Verantwortung der EKD zu Afghanistan veröffentlicht, „Selig sind die Friedfertigen. Der Einsatz in Afghanistan: Aufgaben evangelischer Friedensethik“, der den skeptischen Blick auf den Einsatz eher bestätigte.

Kriegsfolgen

Soldaten des 22. Kontingents gerieten im Jahr 2010 häufig in Gefechte. Das Kontingent bestand aus 5350 Soldaten.



Sieben Soldaten wurden getötet.



28 wurden zum Teil schwer verwundet.



28 Prozent kämpften gegen Aufständische.



53 Prozent erlebten gegnerischen Beschuss.



27 Prozent der Soldaten, die in Außenposten eingesetzt waren, fühlen sich drei Jahre danach durch gesundheitliche Probleme eingeschränkt.

Drei Jahre nach dem Einsatz stimmten noch aktive Soldaten folgenden Aussagen zu (in Prozent):



Quelle: ZMSBw, www.tinyurl.com/zmsbw-kontingent22

Lessons to learn

Welches sind nun die Lektionen, die wir zu lernen haben? Ich möchte die Antwort auf diese Frage in vier Thesen verdichten:

- ▶ **Erstens:** Die Erfahrungen aus Afghanistan werden Konsequenzen haben für die Art, wie globale Ambitionen und Verpflichtungen künftig wahrgenommen werden. Es geht um die Frage, mit welchen Begriffen und Bildern von politischer Organisation westliche Akteure in Kontexten arbeiten, in denen politische Herrschaft anders funktioniert, als es einem westlichen Bild von Staatlichkeit entspricht.
- ▶ **Zweitens:** Die These vom Ende des „liberalen Interventionismus“ ist zumindest mit Blick auf die Interventionen der Jahre von 2001 bis 2021 unausweichlich. Das dazugehörige Framework von Planungsoptimismus und Rationalismus hat sich erschöpft. Der Satz von Rory Stewart ist überzeugend: „At the heart of the tragedy was an obsession with universal plans and extensive resources.“
- ▶ **Drittens:** Unter der Frage, wie wir unter Bedingungen schwacher Staatlichkeit handeln können, erscheinen Ansätze wie diejenigen eines *light footprint* oder eines *grassroot peacebuilding* inzwischen auch für staatliche Sicherheitsakteure zukunftsweisend. Es ist nicht ohne Ironie, dass an der Spitze der Literaturempfehlungen des Munich Security Report ein Erfahrungsbericht der gewaltfreien zivilen Konflikttransformation steht (Séverine Autesserre, *The Frontlines of Peace: An Insider's Guide to Changing the World*. Zum Munich Security Report: www.tinyurl.com/msc-2022, S. 132).
- ▶ **Viertens:** Eine weitere Lektion betrifft die Hinterlassenschaften postkolonialer Staatlichkeit. Gerade diese Staaten zerfallen und ihre Überreste bleiben in der Hand der militärischen Eliten, die die internationalen Ressourcen für ihren persönlichen Vorteil ausbeuten. Jüngste Entwicklungen in Afghanistan, aber auch in Westafrika, in Mali etwa, deuten darauf hin, dass autoritäre Staatsmodelle als Kooperationspartner für *Failed states* attraktiver sind als westliche Demokratien, die Verpflichtungen zur Demokratisierung auferlegen.

Auch für die evangelische Friedensethik ist die Frage dringlich, wie sich in einer polarisierten und pluralisierten Welt politische Ordnung künftig denken lässt. Inspirierend kann eine Formel sein,



„Human mapping“: Ein US-Soldat scannt während einer Patrouille in der Provinz Kandahar das Gesicht eines afghanischen Dorfbewohners (2010)

die Thomas Kleine-Brockhoff entwickelt hat. Er spricht von einem „robusten Liberalismus“ und meint damit: „Robuster Liberalismus denkt den Westen neu, indem er überschießende Ideen zurückstutzt und die liberale Überdehnung der vergangenen Jahrzehnte beendet, seinen Ideenkern aber umso entschiedener bewahrt, vertritt und verteidigt. Der robuste Liberalismus folgt vier Maximen: Freiheitlichkeit, Multilateralis-

mus, Selbstbeschränkung und Abwehrbereitschaft.“ Dieses Zitat überzeugt mich als Beschreibung einer künftigen Politik, die auch moralisch verantwortlich gestaltet wird – nicht nur mit Blick auf Afghanistan, Mali und andere Orte zerfallener Staatlichkeit, sondern auch mit Blick auf die Probleme an der Ostflanke der NATO. ▲

Ich schreibe diese Mail mit Tränen in meinen Augen und Traurigkeit in meinem Herzen, in Erwartung einer dunklen und unklaren Zukunft. [...] Ich bin ein Junge mit vielen Träumen, der die Welt zu einem besseren Ort für alle machen möchte, mit einem Stift in der Hand und Zeilen eines Buches im Kopf. [...] Leider hat sich vieles geändert, die Taliban und ISIS haben sich Afghanistans bemächtigt und bedrohen mich mit dem Tode. Aber wichtiger noch als das: Sie wollen, dass ich meine Träume vergesse, die doch nicht mehr sind, als der Menschheit zu dienen und für Frieden zu arbeiten.“

Selten haben wir jemals so viel Ohnmacht empfunden als in den Tagen Ende August 2021, als uns diese Mail von Azeem erreichte, in der er über uns die deutsche Regierung anflehte, „meine Träume zu retten“. Azeem war 15 Jahre alt, als wir ihm in einem kleinen ländlichen Ort im Norden Afghanistans begegneten. Er nahm als einer von 220 jungen Menschen am Afghan Youth Project teil, in dem wir – gefördert durch die Deutsche Stiftung Friedensforschung und die Stiftung für Analytische Psychiatrie – von 2015 bis 2018 in den Provinzen Kundus, Balkh und in Kabul den

Fragen nachgegangen sind, wie junge Menschen in einem Land, das seit Jahrzehnten keinen Frieden erlebt hat, mit der alltäglichen Allgegenwärtigkeit von Gewalt, sozialen Ungleichheiten, ethnisch und religiös gedeuteten Konflikten umgehen, welche gesellschaftspolitischen Vorstellungen einer besseren Zukunft sie entwickeln, und welchen Beitrag sie glauben, selbst dazu leisten zu können.

In Interviews erzählen sie uns ihre Geschichten, in Zeichnungen vermitteln sie uns Einblicke in ihre Wahrnehmung der Welt, in Essays schreiben sie darüber, wie sie sich ihr Leben in den nächsten zehn Jahren vorstellten. Azeem wollte, wie er in seinem Essay ausführte, nach dem Besuch der Schule und der Universität ein großer Schriftsteller werden. Die Geschichte Afghanistans, so berichtete er, wolle er verfassen, um so einen Beitrag zur Grundlegung einer auf Solidarität, Einheit und Frieden basierenden Gesellschaft zu leisten.

Was sich in Azeems Zukunftsgedanken andeutet, zieht sich als programmatische Kollektivnarration durch das gesamte empirische Material: Die am Projekt beteiligten jungen Menschen stellen sich un-

DIE VERRATENE GENERATION



Vom Hoffen und Leiden junger Menschen in Afghanistan

Von Phil C. Langer und Aisha-Nusrat Ahmad

Das Militär übernimmt

Im Jahr 2021 gab es in Afrika fünf Militärputsche, der sechste folgte im Januar 2022 in Burkina Faso



„We want to erase war forever in our country and to have peace instead, because everyone needs peace. Our religion is Islam, and Islam is peace and unity, not war.“

Stimme einer afghanischen Teenagerin im Afghan Youth Project Report



Prof. Dr. Phil C. Langer ist Professor für Sozialpsychologie und Sozialpsychiatrie an der Internationalen Psychoanalytischen Universität / IPU in Berlin.

abhängig von geschlechtlichen, ethnischen, religiösen und sozioökonomischen Unterschieden in den Dienst an ihrem Land und ihrer Gesellschaft. „Serving Afghanistan“ haben wir diesen Topos genannt, der mit dem Erwerb von Bildung und der Entwicklung einer moralisch guten Persönlichkeit einhergeht und in den Ambitionen, einflussreiche und / oder am Gemeinwohl orientierte Berufe zu ergreifen, individuelle Wünsche mit gesellschaftspolitischem Auftrag zu verbinden.

Als Lehrer*innen, Richter*innen, Jurist*innen, als Ingenieur*innen, auch als Soldat*innen möchten Sahar Meherzad (15 Jahre), Abu Bakar (12), Marina (14), Anees (17), Mawluda (17) ihrem Land dienen, es verteidigen, es retten; als Ärzt*innen wollen sich Bashir (14), Razia (19), Shabana (16 Jahre), Malika (17), Rahim (16) nicht nur als Teil der Gesundheitsversorgung in den Dienst stellen, sondern im metaphorischen Sinne aufs Kollektiv übertragen auch die traumatischen Wunden des Krieges heilen. Die Jugendlichen wissen um die kollektive Armut, Macht- und Hilflosigkeit und erleben die Auswirkungen in ihrem engsten sozialen Nahfeld. Ihre in den Essays und Interviews ausgeführten Analysen zu Unsicherheit und ineinander verwobenen – militärischen, alltäglichen, gegen Frauen und Minderheiten gerichteten, auch innerfamiliären – Gewaltdynamiken, Korruption und Nepotismus, innenpolitische Apathie und internationale Interessensambivalenzen sind pointiert. Aus diesen Erfahrungen heraus haben sie es sich selbst zur Aufgabe gemacht, Veränderungen im Land herbeizuführen. Sie verstehen sich als die Zukunftsmacher Afghanistans.

Das wird auch in der Geschichte von Gul-Afshan deutlich, die unsere Kollegin Nasera im Sommer 2016 interviewt hat, als sie 19 Jahre alt war. Sie lebte in einem neunköpfigen Haushalt mit ihren Eltern und sieben Geschwistern in einer abgelegenen ländlichen Gegend. Neben der prekären finanziellen Situation der Familie – nur ein Bruder konnte etwas für die Ernährung der Familie sorgen – betonte sie die prekären



Dr. Aisha-Nusrat Ahmad ist Research Fellow an der IPU Berlin und hat zu der Situation von jungen Frauen in Afghanistan promoviert.

Sicherheitsbedingungen in ihrem Bezirk, insbesondere für Frauen sei es eine unsichere Gegend, mit Hinweistafeln an der Straße, auf denen steht: „der Ort für Frauen ist entweder das Haus oder das Grab“.

Das Interview fand in einem Krankenhaus des Roten Halbmonds statt, in dem Gul-Afshan sich ehrenamtlich engagierte, nachdem sie zuvor von ihrem Vater gedrängt wurde, die Schule zu verlassen, da in der Nachbarschaft und Familie über sie getratscht wurde, „dass die Tochter von so und so studiert, und das ist sehr schmerzhaft und stört mich sehr, weil ein Mädchen auch ein Lebewesen ist und das Recht auf Bildung hat“. Daher sah sie ihre ehrenamtliche Arbeit in der öffentlichen Gesundheitsaufklärung als wichtige Ressource für Selbstbildung und Selbstermächtigung. Sie ermöglicht den Kontakt mit Menschen außerhalb der Familie, hilft ihr, sich in der und für die Gemeinschaft sinnvoll zu fühlen, einen wertvollen Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten, bietet ihr eine Quelle der Selbstwirksamkeit. Bemerkenswert an ihrer Erzählung ist zugleich die starke Solidarität, die sie sich von ihrer Generation für Afghanistan erhofft und die auf kollektiven Leidenserfahrungen gründet. Gegen Ende des Interviews spricht sie über ihren Traum: „Wenn man jemanden fragt, was er werden will, dann sagt er: Ich möchte Arzt, Ingenieur und so weiter werden, aber ich möchte Dichterin werden. Ich möchte von Allah, dass ich Dichterin werde, um den Schmerz der Menschen und insbesondere der Frauen aufzuschreiben und auszudrücken, und indem ich sie rezitiere, werden die Menschen inspiriert und denken darüber nach, sich gegenseitig zu schätzen.“

Natürlich finden vor allem in den Interviews auch traumatische Erfahrungen Ausdruck, etwa in dem Gruppeninterview mit jungen Frauen, die 2017 nach wiederholter Einnahme von Kundus durch die Taliban nach Masar-i-Scharif geflohen sind. Ihr sehr detaillierter Bericht, wie sie, zusammen mit einem behinderten Kind, über Leichen auf den Straßen stiegen, nie

genau wissend, wer der Bewaffneten auf welcher Seite stand, wie sie verzweifelt versuchten zu fliehen, ohne zu wissen, ob sie jemals wieder zurückkehren könnten, wie sie letztlich resigniert formulierten, lieber tot sein zu wollen, als so zu leben – lässt ahnen, wie tief sich existenzielle Gewalt in die individuelle Psyche und kollektiv in eine ganze Gesellschaft einschreibt, wie sie das soziale Vertrauen zerstört, die Vorstellung von Zukunft verunmöglicht.

Ebenso beeindruckend waren gleichwohl die vielen, kraftvollen Stimmen der jungen Menschen, mit denen wir ins Gespräch gekommen sind, die, im Bewusstsein der zahllosen Probleme im Land und in der Gesellschaft und ihrer begrenzten Ressourcen, an einer gemeinsamen Geschichte der Hoffnung arbeiteten, als deren Träger*innen sie sich sahen, um im Dreiklang von „peace, unity, solidarity“ einen nachhaltigen sozialen und politischen Wandel für eine bessere Zukunft auf den Weg zu bringen.

Mit der Übernahme der Macht durch die Taliban im August 2021 wurde für viele – wie Azeem – der Funke der Hoffnung weitgehend ausgelöscht. Was bleibt, ist eine verratene Generation – verraten von der politischen Elite des Landes wie der internationalen Gemeinschaft, dem „Westen“, auch von Deutschland. Unabhängig von den Fragen, wie sich das international rächen wird und was das für die Zukunft des Landes bedeutet, sollten uns die antizipierten einzelnen Schicksale unserer Forschungspartner*innen anleiten, an der Entwicklung von Bedingungen zu arbeiten, in der eine Perspektive auf Hoffnung wieder entfaltet werden kann. ▲

Afghanische Jugendliche 2010 bei einem Auftritt von „Kabul Dreams“ – der nach eigenen Angaben ersten und einzigen Rockgruppe Afghanistans. Die Band lebt seit 2015 im Exil in den USA



Afghan Youth Project Report 2019

Im Afghan Youth Project liefern junge Afghanen und Afghaninnen eine bemerkenswert scharfe Analyse der gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Situation, aber auch der strukturellen Probleme ihres Landes. In Zeichnungen verleihen sie ihren Wünschen nach persönlicher Verwirklichung (links / Mitte) oder dem Ende des Krieges (rechts) Ausdruck.

Quelle: Afghan Youth Project Report 2019, www.tinyurl.com/ipu-report



PROPHETISCHE WORTE, OFFENE FRAGEN UND EIN PAUKENSCHLAG

Wie sich die evangelische Kirche
zum Afghanistan-Konflikt geäußert hat

Von Benjamin Lassiwe



Benjamin Lassiwe ist Journalist in Potsdam und Berlin. Er schreibt bundesweit über kirchliche Themen sowie über die Politik des Landes Brandenburg.

Nichts ist gut in Afghanistan!“ Es war der Neujahrstag 2010, als diese Worte fielen. Neun Jahre nach Beginn des Afghanistan-Einsatzes stand die damalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Margot Käßmann am Morgen auf der Kanzel der Dresdner Frauenkirche und am Nachmittag auf jener des Berliner Doms. In beiden Gotteshäu-

aber Unrecht, würde man sie auf diese Position reduzieren. 2007 etwa veröffentlichte die EKD ihre zweite Friedensdenkschrift. Unter dem Titel „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ werden klare Handlungsmaximen benannt. „Wer den Frieden will, muss den Frieden vorbereiten“, heißt es da. Und: „Wer aus dem Frieden Gottes lebt, tritt für den Frieden in der Welt ein.“ Ge-

wicklung“ her gedacht werden. Der klar unter den Vorzeichen des zu diesem Zeitpunkt schon sechs Jahre lang laufenden Afghanistan-Einsatzes entstandene Text äußert sich auch zum Land am Hindukusch. „Erfahrungen in Bosnien, im Kosovo, in Afghanistan und insbesondere zurzeit im Irak zeigen, dass gutes Regieren (good governance) oder gar westliche Demokratie nicht einfach

das ‚Austrocknen‘ der terroristischen Netzwerke.“ In den Auslandseinsätzen sei immer deutlicher erkennbar, dass militärischer Einsatz allein nicht Frieden, wirtschaftlichen Aufschwung und demokratisches Zusammenleben bewirke, sondern dass die Herstellung eines „sicheren Umfelds“ und der Wiederaufbau gleichzeitig und nicht nacheinander zu verwirklichen seien. Erkenntnisse,

führt wurde. Sie führte in der EKD zu einer Neupositionierung in Sachen Afghanistan. Unter Leitung des nach dem Rücktritt Käßmanns ernannten Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider reiste Anfang 2011 eine EKD-Delegation nach Afghanistan. Auch der damalige Militärbischof Martin Dutzmann und der Friedensbeauftragte Renke Brahms waren dabei.

„So kann die zivile Aufbauarbeit beginnen.“ Deswegen sei es wichtig, so Schneider weiter, dass die „vollständige Übergabe der militärischen und polizeilichen Sicherheitsaufgaben von der Bundeswehr an die afghanischen Kräfte“ bald vollzogen werden könne, denn die Bundeswehr sei schon fast zehn Jahre im Land und deutsche Soldaten dürften nicht zu „Besatzern“ werden. In Papier

gestimmten Text vor. Darin kritisierte die EKD die prekäre Sicherheitslage in weiten Teilen des Landes, fehlende rechtsstaatliche Strukturen sowie die verbreitete Armut im Land. Und die Kirche mahnte an, dass es lange Zeit keinen umfassenden Einsatzplan für Afghanistan gab. Ein friedens- und sicherheitspolitisches Gesamtkonzept habe gefehlt, ebenso wie ein Ausstiegsszenario. Im Unterschied zu anderen EKD-Texten kam dieses Papier oft nicht zu eindeutigen Antworten. Zur Frage der gezielten Tötung von Terrorismusverdächtigen kam die EKD-Kammer ebenso wenig zu einem klaren Ergebnis wie in der Frage des Einsatzes bewaffneter Drohnen. Ein klares Statement gab die EKD indes schon damals zum Umgang mit den afghanischen Ortskräften ab: Sie sollten nach Ende des Einsatzes durch Aufnahme in Deutschland geschützt werden.

Und heute? Dass es mitten in Europa einen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg geben würde, haben die Papiere der EKD nicht vorhergesehen. Doch wer liest, welche Konsequenzen im Laufe der Zeit aus dem Hindukusch-Einsatz gezogen und welche Forderungen gestellt wurden, kann möglicherweise zumindest verhindern, dass es eines Tages heißt: „Nichts ist gut in der Ukraine.“



2011 besuchen damalige EKD-Amtsträger Camp Marmal: Präses Nikolaus Schneider, Militärbischof Martin Dutzmann und der Friedensbeauftragte Renke Brahms

sern hielt sie eine Predigt, deren Kernsatz die wohl am meisten zitierte Aussage der EKD zum deutschen Militäreinsatz in Afghanistan wurde: „Nichts ist gut in Afghanistan!“

Tatsächlich täte man der evangelischen Friedensethik

rechter Friede in der globalisierten Welt setze den Ausbau der internationalen Rechtsordnung voraus. Staatliche Sicherheits- und Friedenspolitik müsse von den Konzepten der „Menschlichen Sicherheit“ und der „Menschlichen Ent-

„übergestülpt“ und auch nicht mit Gewalt eingeführt werden können“, heißt es in dem Text. „Und je stärker westliche Truppen in Ländern wie Irak und Afghanistan als Besatzungstruppen wahrgenommen werden, umso schwieriger wird

die mehr als 15 Jahre später fast prophetisch wirken.

Dann freilich kam die Käßmann-Predigt. Wie ein Paukenschlag sorgte sie dafür, dass in Deutschland wieder eine öffentliche Debatte über evangelische Friedensethik ge-

„Die Mehrzahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der zivilen Organisationen sagten uns, dass es zurzeit noch nötig ist, dass die Bundeswehr mithilft, Sicherheit in der Fläche zu gewährleisten“, sagte Schneider damals nach seiner Rückkehr.

gegossen wurden die Ergebnisse der EKD-Delegation dann im Jahr 2014: Damals legte die Kammer für öffentliche Verantwortung unter der Überschrift „Selig sind die Friedfertigen“ einen weiteren, nun speziell auf den Afghanistan-Konflikt ab-



Kirche bezieht Position

Die Evangelische Kirche in Deutschland bezieht regelmäßig in Denkschriften und Grundlagentexten Position, etwa zu Themen wie dem gesellschaftlichen Zusammenhalt, Schuld und Vergebung, zur Arbeitswelt oder den Zehn Geboten „in Zeiten des digitalen Wandels“. Die Texte findet man hier: www.ekd.de/denkschriften



ASEM – Hilfe für belastete Soldaten und Soldatinnen

Das „Arbeitsfeld Seelsorge für unter Einsatz- und Dienstfolgen leidende Menschen“ / ASEM ist ein Angebot der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr. Es richtet sich an Soldaten, Soldatinnen und Angehörige, es bietet Seminare für Einzelne, Paare, Familien und Hinterbliebene. Teilnehmende tanken Kraft für den Alltag und lernen durch die Beratung von Experten, mit dem Erlebten besser zurechtzukommen.

Mehr Informationen: www.tinyurl.com/evangelisch-asem

Kontakt: Pfarrer Christian Fischer, Tel.: 0173-879 76 53

E-Mail: EKAASEM@bundeswehr.org



„Wir können das nicht einfach so hinnehmen, dass wir in Afghanistan – weit ab von NATO-Gebiet – Krieg führen“:
Margot Käßmann im Gespräch mit Militärdekan Karsten Wächter

WAR NICHTS GUT?

Margot Käßmann sagte am Neujahrstag 2010 einen Satz, der Aufsehen erregte. Militärdekan Karsten Wächter war damals als Seelsorger in Kundus und antwortete Käßmann mit einem Brief. Nach zwölf Jahren haben sich die beiden ausgetauscht

Interview: Ursula Ott und Burkhard Weitz

„Nichts ist gut in Afghanistan“ – für diese fünf Worte aus der Neujahrspredigt 2010 gab es massive Angriffe auf Sie, Frau Käßmann. Im Nachhinein – fühlen Sie sich im Recht?

Käßmann: Das wäre zynisch. Die Bilder vom Flughafen in Kabul, die Bilder von Menschen, die jetzt noch festsitzen in Abu Dhabi – es ist ein Trauerspiel. Für das Land ist es ein einziges Drama. Ich möchte gar nicht recht behalten.

Warum haben Sie damals so drastisch formuliert?

Käßmann: Viele, die ihr Urteil gefällt haben – zum Beispiel der Schriftsteller Navid Kermani – hatten die Predigt gar nicht gelesen, nur diese fünf Worte herausgegriffen. Es ging um die Jahreslosung „Euer Herz erschrecke nicht“. Damals endete Nina Ruge immer ihre Sendung mit den Worten „Alles wird gut“. Und dagegen wollte ich etwas setzen. Nichts ist gut in Deutschland, wenn jedes sechste Kind in Armut aufwächst. Bei der Klimafrage. Und in Afghanistan. Da habe ich gesagt,

mir fehlt der ganze zivile Aufbau in Afghanistan, die Fantasie für den Frieden. Der Journalist Thomas Schmid von der „Welt“ hat dann diese fünf Wörter hochgezogen, dazu wurde Herr Schäuble befragt, dann kam die Empörungswelle. Das hat ein paar Tage gedauert.

Wächter: Anfang Januar brandete die Welle dann bei uns in Kundus an. Die Aussage „Nichts ist gut in Afghanistan“ hat mich gar nicht gestört, ich mag Klartext. Und auch ich habe etwas gegen die Schönrederei, zum Beispiel bei militärischen Übergaben. Ich habe Ihnen damals einen Brief geschrieben, ist der überhaupt bei Ihnen angekommen?

Käßmann: Ja, ist angekommen.

Habe ich eigentlich geantwortet?

Wächter: Leider nein.

Käßmann: In der Bischofskanzlei brach in diesem Januar ein regelrechtes Chaos aus. Wir sind fast versunken.

Wächter: Ja, das habe ich jetzt auch noch mal nachgelesen, ein echter Shitstorm. Was mich geärgert hat: ein Satz von Ihnen, dass dieser Einsatz „auch mit den weitesten Maßstäben evangeli-

scher Friedensethik nicht vereinbar“ sei. Da dachte ich: Moment! In der Friedensdenkschrift steht was anderes. Und ich bin überzeugt nach Kundus gegangen, denn das war ja keine Kaserne und kein Feldlager, sondern ein Provincial Reconstruction Team. Die Absicht war, die Afghanen nach der Taliban-Herrschaft beim Aufbau einer Zivilgesellschaft zu unterstützen. Das militärische Element diente dazu, Sicherheit für die zivilen Organisationen zu bieten. Ab ungefähr 2006 kamen aber viele Taliban zurück, der Druck nahm enorm zu. Im Sommer 2009 fragten sich die Soldaten nicht mehr, ob sie heute angegriffen werden, sondern wo und wann. Dass es nicht mehr Opfer unter den Deutschen gab, grenzt für mich an ein Wunder. Aber die Notwendigkeit, sich zu schützen, sich nur noch in gepanzerten Fahrzeugen zu bewegen, das hat diese ganze Idee zunichtegemacht, dass man auf Augenhöhe miteinander reden kann, nicht als Besatzer kommt, sondern als Helfer.

146. Platz: Afghanistan

Im World Happiness Report 2022 für die Jahre 2019 bis 2021 belegt Afghanistan den letzten Rang aller erhobenen Staaten. Afghanistan gilt somit laut dieser Studie als das Land mit den unglücklichsten Menschen weltweit.

Quelle: www.worldhappiness.report
Gallup World Poll data

Zusätzliche Herausforderungen für Seelsorger in der Bundeswehr seit den 1990er Jahren:

- Auslandseinsätze
- Familienbetreuung
- Höherer Bedarf in Krankenhäusern und Bildungseinrichtungen der Bundeswehr
- Aufgrund größerer Distanzen zwischen den Standorten müssen die Seelsorger längere Strecken zurücklegen.



Quelle: Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland,
www.fowid.de/meldung/bundeswehr-religion-und-militaerseelsorge

In Ihrem Brief an Margot Käßmann schreiben Sie von „rechtserhaltender Gewalt“ ...

Wächter: Und ich ging noch weiter und schrieb: Wir haben viel zu wenige Kräfte in Afghanistan. Die Deutschen sind in die Dörfer gefahren mit dem Versprechen: Wir beschützen euch. Aber dafür waren es viel zu wenige deutsche Soldaten. Die Afghanen waren ja selbst massiv von den Gefechten und Sprengstofffallen betroffen, mit denen die Aufständischen die ausländischen Kräfte bekämpften.

Frau Käßmann, Sie könnten den Brief jetzt hier beantworten.

Käßmann: Ich bin damals ja kritisiert worden, dass ich gesagt habe: Das ist ein Krieg. Meine amerikanischen Freunde hatten da längst gesagt: „It's war, what else?“ Nur wir Deutschen taten so, als ob die Bundeswehr zum Brunnenbohren und Bauen von Mädchenschulen gekommen seien. Aber das war Augenwischerei! Die Amerikaner haben 9/11 als Kriegserklärung interpretiert. Ihre Antwort war der Einsatz in Afghanistan. Und wir haben uns mit der Bundeswehr angeschlossen. Wie kann man das „rechtserhaltende Gewalt“ nennen. Ich habe auch immer bezweifelt, dass Deutschland am Hindu-kusch verteidigt wird. Afghanistan entspricht nicht der Lehre vom gerechten Frieden. Den gerechten Krieg haben wir ja zum Glück in die Tasche gepackt. Und dann geht man mit Armeen in ein Land, dessen Kultur wir nicht kennen. Die Bundeswehr war nicht auf Einladung von Afghanistan da ...

Wächter: Ich muss Ihnen da widersprechen. Es gibt zwei Mandate. „Operation Enduring Freedom“, was die Amerikaner gemacht haben. Afghanistan erobert mit dem Ziel, wir verteidigen uns ...

Käßmann: Warum ist man dann nicht nach Pakistan gegangen?

Wächter: Ja, die Argumentation steht auf tönernen Füßen. Die USA haben sich im Krieg und angegriffen gefühlt, aber es war nicht richtig klar, wo kommt der Feind denn her. Es hieß, die Wurzel des Übels sitzt in Afghanistan, Osama bin Laden, und dann machen wir eine Wurzelbehandlung. Das griff natürlich viel zu kurz. Dann gab es die Petersberger Konferenz, um zu sehen: Wie kann es ein stabiles Land werden? Dazu flankierend gab es das ISAF-Mandat, das muss man auseinanderhalten. ISAF beruhte auf einer UNO-Resolution, und die kam auf Bitten der afghanischen Regierung zustande. Und ich beziehe mich nur auf ISAF. Leider hat man da zu spät realisiert, dass auch Karsai in die Korruption verstrickt war ...

Käßmann: ... und ihn bis zum Schluss hofiert! Das war immer wieder so. Ich seh' noch Gaddafi im Park des Élysée-Palastes zelten. Den hat man auch viel zu lange hofiert. Bis heute haben viele Taliban ihre Familien in Pakistan, sie gehen da zur Schule. Afghanistan war nur ein Schauplatz für die.

Was war damals los nach dem Satz „Nichts ist gut in Afghanistan“?

Käßmann: Es gab beides. Viele haben geschrieben, endlich sagt es jemand. Andere sagten, ich lasse die Bundeswehr im Stich. Ich war sogar zum CDU-Präsidium eingeladen. Friedbert Pflüger und Franz Josef Jung sagten, meine Worte erinnerten sie an Pfarrer, die im Talar Demonstrationen anführen. Aber das war in den 1980er Jahren. Ich habe nie im Talar eine Demonstration angeführt, weil ich das einen Missbrauch des Talars fände.

Übrigens bin ich auf das Thema Afghanistan durch einen Soldaten gekommen, der bei mir in der Bischofskanzlei war. Er war bei einem Angriff schwer traumatisiert worden. Ich weiß, die Versorgung

ist inzwischen besser geworden, aber damals sagte dieser Soldat zu mir: Ich bin ein psychisches Wrack, Frau Käßmann – wohin kann ich mich wenden? Und ich hatte die Trauerfeier für den Fußballer Robert Enke gehalten. Da schrieb mir eine Frau: Ist ja schön, Frau Käßmann. Aber mein Mann ist im Zinksarg aus Afghanistan zurückgekommen, wo waren Sie denn da? Und da dachte ich: Warum sind wir so still? Da sind Soldatinnen und Soldaten im Einsatz, und wir tun so, als wäre es das Technische Hilfswerk. Ich wollte das hinterfragen. Wir können das nicht einfach so hinnehmen, dass wir in Afghanistan – weit ab von NATO-Gebiet – Krieg führen.

Wächter: Die deutschen Soldaten haben alle von Krieg gesprochen, nur der Verteidigungsminister nicht. Aber auch hier wär es nötig, zu differenzieren: Nach offizieller Definition war es ein nichtinternationaler bewaffneter Konflikt, also ein Bürgerkrieg, und die Bundeswehr war Partei, weil sie auf der Seite der gewählten afghanischen Regierung stand. Das Einsatzmandat hat in den *Rules of Engagement* genau geregelt, dass Waffen nur zur Verteidigung eingesetzt werden dürfen. Und das wurde auch von Rechtsberatern überwacht.

Käßmann: Für mich ist entscheidend, wie es die Afghaninnen und Afghanen empfunden haben. Und für die war es ein Krieg.

Wächter: Ja. Aber Afghanistan ist schon seit dem Einmarsch der Russen im Krieg.

Käßmann: Ich war dann mit Horst Seehofer, damals Innenminister, in der Talkshow „Beckmann“. Seehofer wurde gefragt: Frau Käßmann sagt, es ist Krieg. Und dann hat Seehofer ein wenig überlegt und gesagt. Eigentlich hat sie recht. Es ist Krieg.

Würden Sie Ihren Brief eigentlich noch mal schreiben? Sie sind ja auch Theologe und kennen die Bergpredigt.

Wächter: Ja. Ich habe bei der Bundeswehr gelernt, dass es Szenarien gibt, die mit der Bergpredigt nichts mehr zu tun haben. Damals konnte ein römischer Soldat jeden x-beliebigen schanghaien: „Du trägst jetzt mein Gepäck.“ Die Idee war: Wenn ihr eine Meile zusammen geht, dann passiert was, es entsteht eine Beziehung und die Feindschaft wird aufgebrochen. Ich merke, das ist ein Mensch. Bei dem Einsatz in Afghanistan war genau das nicht mehr möglich. Man sah sich einer feindlichen Macht gegenüber, die sich nicht mehr an die Genfer Konvention gehalten hat. Es wurden ganz gezielt die Schwächen ausgenutzt, zum Beispiel die Sani-Fahrzeuge angegriffen. Da kann ich keine Meile mehr zusammen gehen.

Käßmann: Ich sage, ich bin Pazifistin, ich möchte keine Waffen benutzen. Und gleichzeitig bin ich nicht so arrogant zu sagen: Ich weiß, dass ich in keinem Fall meine Enkel verteidigen würde, wenn jemand ihnen was antut. Es ist eine Grundhaltung, ich möchte keine Waffe in die Hand nehmen und möchte auch nicht, dass andere das tun. Das findet man naiv. Ich weiß. Können wir den Kreislauf der Gewalt irgendwo durchbrechen? Wie jetzt im Moment. Wenn wir das nicht können, kommt es zum Atomschlag. Und zu unser aller Erschrecken droht Russland ja tatsächlich damit.

Sie sprachen in Ihrer Predigt von Fantasie für den Frieden – was meinen Sie damit?

Käßmann: Nehmen Sie das Forum Ziviler Friedensdienst, 40 Organisationen, die Menschen in Deeskalation und Mediation ausbilden. Das finde ich überzeugend. Der Politikwissenschaftler Markus

Weingardt hat an 44 internationalen Konflikten gezeigt, wie religiös motivierte Akteure zur Deeskalation beitragen, weil sie vor Ort leben, die Menschen kennen, ihnen vertraut wird. Timor-Leste zum Beispiel: Da hat ein katholischer Bischof vermittelt. Und in Nigeria gehen ein Bischof und ein Imam zusammen von Dorf zu Dorf und erklären den Leuten: Ihr seid keine Feinde, ihr werdet zu Feinden gemacht. Für diese beiden habe ich die Laudatio beim Aachener Friedenspreis gehalten. Wenn man das Geld der Militäreinsätze im Irak und in Afghanistan in Landwirtschaft investiert hätte, in faire Handelsstrukturen, in Bildung – dann sähe die Welt heute anders aus.

Wächter: Verfeindete Parteien zusammenzubringen – das setzt natürlich voraus, dass man noch einen Gesprächskanal hat.



Karsten Wächter ist als Militärdekan am ersten Dienstsitz des Verteidigungsministeriums in Bonn tätig. Es ist Wächters zweite Dienstzeit in der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr. Von 2002 bis 2014 war er Seelsorger an Standorten in Koblenz. In dieser Zeit begleitete er die Soldaten und Soldatinnen in die Auslandseinsätze nach Bosnien (SFOR, 2004) sowie nach Kundus, Afghanistan (ISAF, 2009/2010).

Sind Sie ernüchert in Sachen friedenserhaltende Gewalt?

Wächter: Ja, ich bin insgesamt ernüchert. Aber ich habe gelernt, dass es absolut abscheuliche, schreckliche Dinge gibt, die Menschen anderen Menschen antun. Ich finde, es muss jemanden geben, der sich dem entgegenstellt. Angesichts des Angriffs auf die Ukraine stehen wir wieder vor der gleichen Frage. Die Bergpredigt ist da am Ende. Schließlich haben auch alle diplomatischen Lösungsversuche nichts genutzt. Und wir stehen vor einem großen Dilemma, weil wir wirtschaftlich so eng mit Russland verwoben sind. ▲



Margot Käßmann war von 1999 bis 2010 Landesbischöfin der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers sowie von 2009 bis 2010 Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche (EKD) in Deutschland. Die promovierte Theologin hatte von 2010 bis 2012 Gastprofessuren in Atlanta (USA) und Bochum inne und übernahm in der EKD eine Reihe weiterer Ämter und Aufgaben zu Themen wie Reformation und Publizistik.



Seelisch verwundet

In der Dokumentation „Krieg im Kopf“ berichten Soldaten offen und bewegend über Trauma-Erkrankungen infolge der Auslandseinsätze: www.tinyurl.com/ard-krieg-im-kopf



Zivile Friedensstifter

Der Zivile Friedensdienst (ZFD) ist aktuell unter anderem in Mali aktiv. „Die Lösung von Konflikten ist eine zivilgesellschaftliche Aufgabe und keine militärische“, sagt ein malischer Partner des ZFD. Zum Interview: www.tinyurl.com/zfd-mali

ICH SEHE SINN, DEN DU NICHT SIEHST...

Die politische Begründung für den Einsatz ist oft eine andere als die Sicht der Öffentlichkeit. Sicherheits- und Wirtschaftsinteressen stehen humanitärer Hilfe gegenüber. Die dritte, soldatische Perspektive fragt nach konkretem, plausiblen, wirksamem Handeln

Von Ernst Raunig

Macht das hier überhaupt Sinn? Wer Soldatinnen und Soldaten in Einsätzen, bei Seefahrten und auf Übungen begleitet, hat diesen Satz nicht nur einmal gehört. Wer für unser Land Gesundheit, Partnerschaft und Familie, vielleicht gar das eigene Leben einsetzt, braucht eine sinnvolle Motivation und Intention. Der Auftrag will gut begründet und konkret vermittelt sein. Pekuniäre Aspekte mögen reizvoll sein – und Geld mag manches un-

Die Frage nach dem Warum reiste mit: Die ersten 70 deutschen ISAF-Soldaten 2002 vor dem Abflug nach Afghanistan in Köln-Wahn

terwegs und zu Hause kompensieren – reichen aber in der Regel nicht aus.

Soldatinnen und Soldaten, die wiederholt im Einsatz waren, haben oft diese Erfahrung gemacht. Macht der Einsatz angesichts der Lage vor Ort überhaupt Sinn? Was geschieht, wenn der Auftrag sich für die in den Einsatz Entsandten als nicht schlüssig oder gar „vernunftbeleidigend“ zeigt? Reichen dann doch AVZ und ATZ oder der Countdown bis zum Ende des Einsatzes aus? Selbst wenn es nicht so weit kommen mag – suchen und finden Soldatinnen und Soldaten einen Sinn? Und inwieweit gleichen das Mindset der Öffentlichkeit und der Politik dem der Soldatinnen und Soldaten?

Brunnenbau, Mädchenschulen, Frauenrechte waren zum Beispiel die großen Themen, die dem Einsatz in Afghanistan in der deutschen Öffentlichkeit einen Sinn vermitteln sollten. Lange – bis fast ins zehnte Jahr des Einsatzes – wurde der eigentliche Auftrag, die Aufrechterhaltung der Sicherheit, in der Öffentlichkeit kaum thematisiert. Und das Statement des ehemaligen Verteidigungsministers Peter Struck aus dem Jahr 2002, dass „die Sicherheit Deutschlands auch am Hindukusch verteidigt“ werde, markierte zwar einen Paradigmenwechsel in der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik, stieß aber gesellschaftlich nur auf wenig Resonanz. Nachdem der seinerzeitige Bundespräsident Horst Köhler im Jahr 2010 den Begriff der „freien Handelswege“ als Begründung für militärische Einsätze benannt hatte, trat er nach der öffentlichen Debatte darüber schließlich von seinem Amt zurück.

Wer im Einsatzland angekommen ist, hat es zunächst mit anderen Themen zu tun. Wie ist die (Sicherheits-)Lage vor Ort? Wie sieht der aktuelle Zustand der Truppe aus und wie funktionieren (jetzt) die Abläufe? Dazu gehört eine klare und genaue Analyse der Situation vor Ort, was oft schon Diskrepanzen zu vorher vorhandenen Einschätzungen deutlich macht. Die politische Begründung und die öffentliche Meinung werden dem konkreten Lackmустest vor Ort unterzogen. Und oft halten beide Mindsets der Beurteilung im Einsatz nicht stand. Auch das Veränderungspotenzial und die Nachhaltigkeit des Einsatzes werden, besonders von Soldatinnen und Soldaten, die wiederholt im Einsatz waren, infrage gestellt.

Als 2015, zwei Jahre nach dem Abzug der Bundeswehr, die Stadt Kundus zum ersten Mal in die Hände der Taliban fiel und die schwarze Fahne der Islamisten über dem ehemaligen Feldlager wehte, war das für viele Soldatinnen und Soldaten eine Bestätigung ihrer Ansicht. Macht das hier überhaupt Sinn? Auf diese Frage finden Soldatinnen und Soldaten oft eine eigene Antwort. Zwischen Auftragserfüllung und Einsatzbewertung durch die Öffentlichkeit bildet sich eine eigene soldatische Perspektive. Kennzeichnend dafür ist konkretes, plausibles und wirksames Handeln. Das beginnt bei einer starken und verbindlichen Kameradschaft, die unter den Bedingungen im Einsatz die Menschen zusammenschweißt. Da werden Orte und Zeiten geschaffen, wo man einander bestärken und vergewissern kann. Weihnachten im Einsatz weit weg von der Familie ist wohl eines der besten Beispiele dafür.

Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl bewährt sich besonders in den schwierigsten Momenten. Beim Gedenken für die Gefallenen oder gar bei den Trauerfeiern für die zu Tode gekommenen Soldatinnen und Soldaten trägt die Kameradschaft. Wer als



Militärdekan Ernst Raunig leitet das Evangelische Militärpfarramt Flensburg.

Militärseelsorgerin oder Militärseelsorger mit im Einsatz oder auf Seefahrt ist, erlebt das hautnah mit und wird an entscheidender Stelle einbezogen. Diese Kameradschaft dient nicht dem Selbstzweck. Sie ist in der Hierarchie der Werte und Tugenden zwar hoch angesiedelt, aber soll sich konkret, plausibel und wirksam nach außen bewähren.

Der Anspruch, den Auftrag zuverlässig und sicher zu erfüllen, dient dem Mandat des Einsatzes. Diese Auftragserfüllung findet eine Ergänzung in Projekten, die in der konkreten Situation sinnvoll erscheinen. „Lachen helfen e. V.“, das in verschiedenen Einsatzländern seit über 20 Jahren tätig ist, mag hier als Beispiel dienen. Hilfe für Kinder, Verbesserung von Lebensumständen und Bildungschancen werden vor Ort entwickelt und umgesetzt. Das ähnelt schon dem öffentlichen Bild, das die Bundeswehr, wie lange in ihrer Geschichte, vorwiegend helfend tätig sein soll, ist jedoch eine adäquate tragfähige Interpretation dessen.

„Macht das hier überhaupt Sinn?“ In dieser Frage von Soldatinnen und Soldaten stecken schon die Antwort und der eigene Anspruch. Politik und Öffentlichkeit bilden Mindsets aus, im Einsatz wird das einer Realitätsprüfung unterzogen. Vielleicht kann man darin ein drittes – soldatisches – Mindset erkennen. Sicher scheint jedoch zu sein, dass der „große“ Sinn ohne wirksame Umsetzung nicht reicht. Die Öffentlichkeit will den großen Sinn; die Truppe sinnvolles und konkretes Handeln, das vor Ort authentisch wirkt. ▲



Zuletzt, Brüder und Schwestern, freut euch, lasst euch zurechtbringen, lasst euch mahnen, habt einerlei Sinn, haltet Frieden! So wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein.

2. Korinther 13,11



Hellmut Königshaus ist Rechtsanwalt und war von 2010 bis 2015 der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages.

WIE WIR WIEDER SCHEITERN KÖNNTEN

Im Einsatz und an seinem Ende ist Deutschland seiner Verantwortung für Bundeswehrangehörige und Ortskräfte nicht gerecht geworden. Der ehemalige Wehrbeauftragte zieht Bilanz

Von Hellmut Königshaus

Viele Nationen trugen mit zivilen, polizeilichen und militärischen Kräften dazu bei, Afghanistan eine – wenngleich stets fragile – Sicherheitsarchitektur und eine stetige wirtschaftliche Entwicklung zu ermöglichen. Viele Menschen – auch aus Deutschland – mussten dafür Opfer bringen. Und, nicht zu vergessen, viele müssen es bis heute, als Einsatzgeschädigte, Hinterbliebene, aber auch als ehemalige Ortskräfte der Bundeswehr

und der NGOs, die sich vor dem Zugriff der Taliban verstecken müssen oder durch sie zu Schaden gekommen sind. Der Einsatz ist wenig ruhmreich zu Ende gekommen. Waren die Ergebnisse dieses Einsatzes die Opfer wert? Und: hätte man sie vermindern können?

Es stimmt nicht, dass „nichts“ gut gewesen sei. Eine ganze Generation von Afghanen wuchs in einem weitgehend befriedeten Umfeld auf, konnte Schulbildung genießen. Es gab kei-

nen Hunger mehr, Menschen hatten erstmals Zugang zu sauberem Wasser und zur medizinischen Versorgung, gerade auch im Norden, dem Haupteinsatzgebiet der Bundeswehr. Die Wirtschaft entwickelte sich, die Menschen hatten berechtigte Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Das war und ist nicht „alles“, aber mehr als „nichts“.

Natürlich war dies nicht das eigentliche Ziel des Einsatzes, sondern die Befriedung eines Unruheherdes, der durch die

Beherbergung und Unterstützung des Terrorismus die ganze Welt bedrohte. Aber die Idee, die dahintersteckte, war sehr vernünftig, den radikalen Kräften nämlich durch Bildungsangebote und wirtschaftliche Entwicklung den Einfluss auf die Bevölkerung und dadurch deren Unterstützung zu entziehen und so diesen Gefahrenherd auszutrocknen. Dass dies wegen der weiterhin bestehenden Bedrohung durch rückwärts-gewandte Kräfte nur mit aus-

reichendem militärischen und polizeilichen Schutz möglich war, ändert an dieser Zielsetzung nichts.

Leider sind diese guten Entwicklungen durch den überstürzten Rückzug der Interventionskräfte zum Stillstand gekommen, womöglich sogar zerstört worden, auch wenn die Hoffnung besteht, dass in den Köpfen und Herzen der Menschen der Wunsch nach Freiheit und Zukunft weiterlebt und die Taliban-Herrscher letztlich zur Mäßigung zwingt.

Niemand übernimmt die Verantwortung

Aber was hätten wir anders, besser machen können? Wie hätten wir die Zahl der Gefallenen und Verwundeten, das Leiden der Hinterbliebenen, der der Willkür der Taliban überlassenen Ortskräfte vermeiden oder wenigstens vermindern können?

Bei den Ortskräften ist der Fall klar: Man hätte sie rechtzeitig herausholen müssen. 2015, als jeder, der über die Grenzen kam, bei uns aufgenommen wurde, beschäftigte sich unsere Bürokratie bei unseren Ortskräften mit Fragebögen, der Prüfung von Gefährdungsanzeigen und der Formulierung von Ablehnungsgründen, und in den Jahren danach wurde es nicht besser. Das erschüttert mich bis heute, es ist ein Skandal. Ich habe darauf bereits in meinem Jahresbericht 2014 hingewiesen, aber es blieb leider weitgehend ungehört. Zu Recht wurden die Soldatinnen

und Soldaten geehrt, die im Chaos am Flughafen in Kabul einige unserer Helfer herausgeholt haben, aber niemand hat bisher die Verantwortung dafür übernommen, dass so viele zuvor schutzlos zurückgelassen wurden.

Bei unseren Soldatinnen und Soldaten und ihren Angehörigen und Hinterbliebenen ist die Antwort naturgemäß nicht ganz so einfach. Klar ist aber für mich, dass die Truppe eben nicht bestmöglich ausgerüstet und ausgestattet war, um bei der Erfüllung ihres Auftrages keinen unnötigen Risiken ausgesetzt zu werden. Ich erinnere mich mit Verbitterung daran, wie nach der Zunahme der gegen unsere Kräfte gerichteten Angriffe meine Forderung nach besserer Bewaffnung im politischen, aber auch im militärischen Raum sinngemäß mit der Bemerkung abgetan wurde, es handele sich doch um einen Stabilisierungseinsatz, wir seien doch nicht im Krieg. „Mein Gott, wie sieht das denn aus?“, wurde ich gefragt. Die Forderung, nach dem Karfreitags-Gefecht endlich Konsequenzen zu ziehen, wurde als „inkompetentes Gerede“ abgetan. Wenige Tage später, nach vier weiteren Gefallenen an der Dutch Bridge, wurde dann wenigstens die Panzerhaubitze geschickt. Ich bin davon überzeugt, dass diese Kameraden bessere Chancen gehabt hätten, wenn sie für eine – wie der Verteidigungsminister damals erst im Nachhinein erkannte, „kriegsähnliche“ – Situation wie diese entspre-

chend ausgestattet gewesen wären.

Das gilt auch für die zivilen Opfer am Kundus-Fluss 2009. Hätte der Kommandeur eine bewaffnete Drohne zur Verfügung gehabt, hätte er abwarten können, ob die entführten Tankwagen es überhaupt schaffen, aus dem Flussbett herauszukommen, ohne die ihm anvertrauten Kräfte im Feldlager der drohenden Gefahr aussetzen zu müssen. So konnte er nur auf Luftunterstützung setzen, die ihn wegen ausgehenden Treibstoffs der Flugzeuge zu einer ultimativen Entscheidung zwang. Das schlimme Ende, Folge des Dilemmas, in das er gestürzt wurde, belastet ihn natürlich. Auch er, der Kommandeur, ist ein Opfer, ein Opfer dieser Umstände.

Und nun lehrt uns die angeblich bis jetzt nicht zu erwartende Bedrohung auch von NATO-Territorien, dass wir, wie es nun Generalleutnant Alfons Mais zutreffend beschreibt, hinsichtlich der Ausrüstung der Truppe „blank“ dastehen. Aber, Gott sei Dank, das wurde nun endlich erkannt und anerkannt. Hoffentlich ist das nun nicht zu spät. ▀

Die Forderung, nach dem Karfreitags-Gefecht endlich Konsequenzen zu ziehen, wurde als „inkompetentes Gerede“ abgetan.



„Immer noch nicht ausreichend“

In seinem ersten Bericht als Wehrbeauftragter für das Jahr 2010 schrieb Hellmut Königshaus u. a.:



„Insbesondere in Afghanistan werden deutsche Soldatinnen und Soldaten mehr denn je durch Sprengfallen und Selbstmordattentate, aber auch durch zunehmend militärisch organisierte Hinterhalte und Angriffe bedroht und nahezu täglich in Feuergefechte verwickelt.“

„Inzwischen verfügen die deutschen Soldatinnen und Soldaten in Afghanistan über eine zwar größere, aber immer noch nicht ausreichende Anzahl für den konkreten Einsatz geeigneter geschützter Fahrzeuge. Ein Blick ins Detail macht deutlich, dass die Fahrzeuge noch viele Schwachstellen aufweisen und Fähigkeitslücken nicht geschlossen werden konnten.“





Sergej Motz wird 2009 von Kameraden zu Grabe getragen. Wolfgang Schneiderhan besucht das Grab bis heute

„DIE TOTEN GEHÖREN DEN ANGEHÖRIGEN“

Generalinspekteur a. D. Wolfgang Schneiderhan über Russlands Krieg, Besuche in Wolgograd, Einsatz tote und die Diskussion um Begriffe wie Krieg und Gefallene
 Von Felix Ehring



Felix Ehring ist Redakteur bei ZUR SACHE BW und Leitender Redakteur des JS-Magazins.

Russlands Krieg gegen die Ukraine ist genau eine Woche alt, als Generalinspekteur a. D. Wolfgang Schneiderhan zum Gespräch in seine Doppelhaushälfte bei Frankfurt empfängt. Schneiderhan wohnt unauffällig, vom Wintergarten geht der Blick aufs Feld, die Frühjahrs Sonne scheint ungetrübt, doch über allen Gesprächen liegt in diesen Tagen ein Schatten. Schneiderhan sagt über Russlands Angriff: „Für mich war es ein Schock, wie für viele. Ich gehöre nicht zu denen, die hinterher alles besser wissen wollen. Es hat mich richtig getroffen, weil ich dachte, das alles sei überwunden. Nicht die militärische Drohung, die es immer mal irgendwo gegeben hat, aber völkerrechtswidrig ein Land zu überfallen, mit Raketen kaputt zu schießen, Menschen umzubringen, war nicht mehr in meinem Vorstellungsvermögen.“ Ihn beschäftigt „die schamlose Verdrehung von Fakten, diese menschenverachtende Rücksichtslosigkeit, die nicht verdaubar ist“.

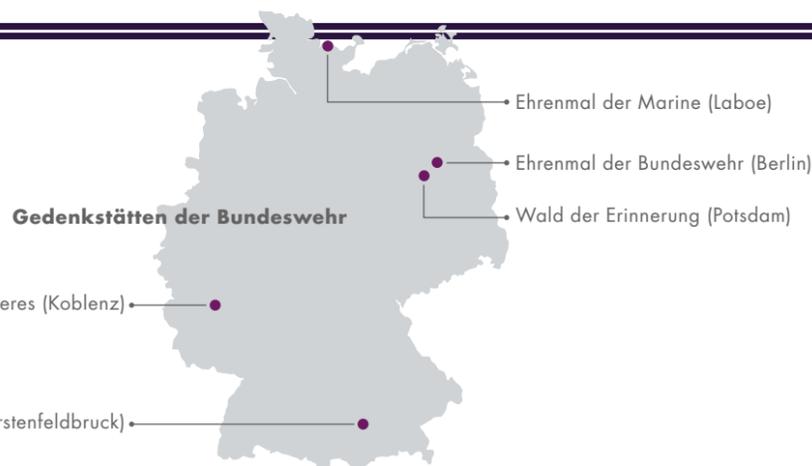
Seit 2016 leitet der ehemalige Generalinspekteur den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. In seiner Funktion hat er in Russland emotionale Erfahrungen gesammelt, etwa auf Soldatenfriedhöfen in Wolgograd. Schneiderhan berichtet von bewegten Angehörigen und russischen Veteranen, von Begegnungsreisen für Jugendliche aus Deutschland, Osteuropa und Russland. In Berlin legten noch letztes Jahr russische, belarussische und ukrainische Delegationen zusammen mit den deutschen Gastgebern Kränze nieder.

Kein privater Tod

Bei jenen Kranzniederlegungen in Berlin werde auch an die Gefallenen der Auslandseinsätze wie in Afghanistan erinnert. „Das zeigt, dass wir den Blick geweitet haben auf die Welt, wie sie jetzt ist“, sagt Schneiderhan. Schließlich gebe es Gemeinsamkeiten: „Wieder ist es kein privater Tod, wieder weinen Mütter.“ Gleichzeitig ist dem Präsidenten des Volksbunds wichtig, dass der Toten der Auslandseinsätze anders gedacht werden müsse. „Diese Gefallenen sind die Gefallenen unserer Nachkriegszeit, das andere ist abgeschlossene Kriegszeit. Ganz vorsichtig möchte ich sagen: Würdiges Gedenken und Fürsorge für die Hinterbliebenen sind zunächst vornehmste Aufgaben des Staates und der Gesellschaft. Der Volksbund unterstützt dabei, auch aufbauend auf seine lange Erfahrung.“

Schneiderhan setzt sich für ein dauerhaftes Gedenken derer ein, die in Einsätzen ihr Leben verloren. Als Generalinspekteur erhielt er am 29. April 2009 die Nachricht über den ersten im Gefecht getöteten Deutschen am Hindukusch. Der Hauptgefreite Sergej Motz starb bei Kundus. Ein Zufall: Motz stammte aus Bad Saulgau, wie Schneiderhan. Seit dieser Zeit gedenkt Schneiderhan jedes Jahr in Bad Saulgau, trifft auf dem Friedhof Soldaten des Bataillons und den evangelischen Militärpfarrer. Hinterher besucht er Familie Motz, sitzt mit ihr zusammen.

Ein Feldweibel habe Schneiderhan auf dem Friedhof gefragt, wie lange er diesen Gedenktag noch begehen wolle. Schneiderhan sagt, er habe geantwortet: „So lange, wie ich es körperlich kann. Und dann müsst ihr es weitermachen, solange wir aus diesem Einsatz lernen müssen.“ Das Erinnern sei die Verbindung zum Volksbund: „Diese Ereignisse weiterzugeben, ist wichtig. Dass es ein vom Parlament mandatierter Auslandseinsatz war, in dem Sergej Motz und andere Kameraden in Erfüllung ihrer soldatischen Pflichten ihr Leben gelassen haben.“



„Er spricht mit allen, vom Gefreiten bis zum General“

Ein SWR-Porträt zeigt Wolfgang Schneiderhan als Generalinspekteur und Privatmenschen. Abzurufen auf Youtube unter „Porträt General Schneiderhan“



Dieser Teil deutscher Geschichte sei eine „unendliche Aufgabe“, die nicht nach 20 Jahren einfach ende. Deshalb setze Schneiderhan sich mit dem Volksbund dafür ein, die Gräber der in Einsätzen Gefallenen mit einem ewigen Ruherecht auszustatten. Bereits vor Jahren hatte der Volksbund erwirkt, dass die Ruhestätten der Einsatz-toten Ehrengräber werden, wenn die Familie zustimmt. Denn: „Die Toten gehören den Angehörigen.“

Nennt man die Toten Gefallene?

Als Generalinspekteur erlebte Schneiderhan die Debatten um Begriffe wie „Krieg“ und „Gefallene“. Worte hingen von der Perspektive ab, erklärt er: „Wer auf Patrouille im Gefecht in Todesgefahr gerät, der darf schon von Krieg sprechen. Je weiter oben man in der Hierarchie steht, desto genauer muss man unterscheiden, beispielsweise aufs Völkerrecht schauen und die Worte behutsam wählen: Gegen wen sind wir im Krieg? Dort, im „Krieg“ entwickelt sich eine umgangssprachliche Deutung. Schneiderhan setzte sich dafür ein, von Gefallenen zu sprechen. Er habe damals im Verteidigungsministerium die Linie gehabt: „Wenn es den Angehörigen hilft, können wir dann nicht ausdrücken, dass es ein besonderer Tod ist, kein privater Tod, kein Verkehrsunfall?!“ Zur Frage, ob es an juristischen Erwägungen des Ministeriums gelegen habe, dass das Wort „Gefallene“ zunächst vermieden wurde, sagt Schneiderhan: „Ja und nein, unsere Gesellschaft war noch nicht so

weit, hat es nicht geschafft, es waren viele der Meinung, ‚Gefallene‘ sei nicht angemessen.“

Natürlich denkt Schneiderhan weiterhin über Afghanistan nach. Er erinnert: „Der Generalinspekteur war ja nicht für die Einsatzdurchführung verantwortlich. Das war an die internationale Gemeinschaft delegiert, an die NATO-Organisation und ihre Kommandostellen. Denen waren die Einsatzkräfte unterstellt.“ Dennoch: „An die Verantwortung werde ich bei jedem Besuch am Grab von Sergej Motz erinnert.“ Schneiderhan habe den Einsatz stetig „hinterfragt und gegrübelt: Ist das sinnvoll, ist das richtig? Ist das Risiko im Verhältnis zum Ergebnis angemessen? Haben die Soldaten alles, was sie brauchen?“

Letztere Frage sei für ihn besonders wichtig gewesen. Er prüfte, ob er im Sanitätsdienst alles getan habe, damit Verwundete binnen kürzester Zeit versorgt werden können. „Ich wollte nie den Vorwurf hören, dass ich nicht genug getan hätte, damit Verletzte und Verwundete gerettet und gut versorgt werden können.“ Er hätte das als unerträglich empfunden, sagt Schneiderhan. ▲

Schneiderhan als Generalinspekteur 2003 im Gespräch mit Soldaten in Kabul sowie 2018 am Volkstrauertag als Präsident der Kriegsgräberfürsorge im Bundestag neben Emmanuel Macron



ZWISCHEN TRAUER, ERINNERUNG UND SINNSTIFTUNG

Anmerkungen zum Kult um den toten Soldaten
Von Matthias Rogg

1 Der Kult um den toten Soldaten

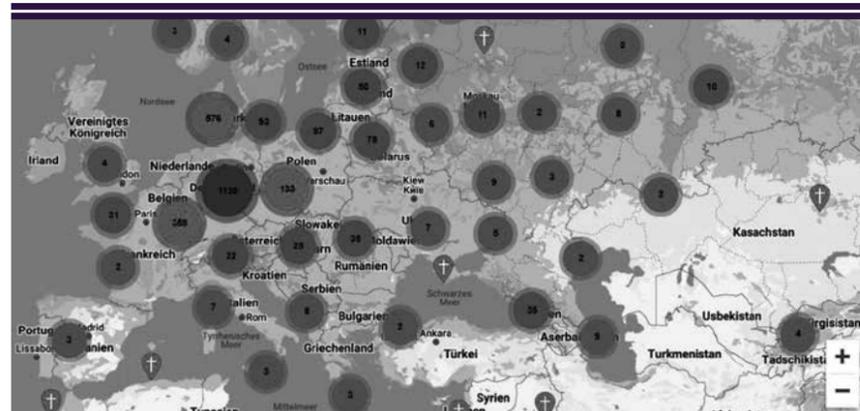
Der Kult um den toten Soldaten ist so alt wie das Militär selbst. Seit Menschen sich organisieren, um Gewalt auszuüben, suchen sie nach Ausdrucksformen, um der Opfer – in erster Linie der eigenen Soldaten – sinnstiftend zu gedenken. Kein Stand, keine Berufsgruppe beansprucht für ihre Memorial- und Sakralkultur so viel öffentlichen Raum wie der Soldat. Man schätzt, dass es allein in Deutschland über 100 000 Kriegerdenkmale gibt. Hinzu kommen zahlreiche Kriegsgräberstätten, um die sich seit 1952 der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge kümmert, und nicht zu vergessen die Friedhöfe und Ehrenhaine, auf denen die in Deutschland Gefallenen alliierter Soldaten des Zweiten Weltkriegs ruhen. Aber nicht nur wegen der bemerkenswert hohen Zahl an Erinnerungsorten lohnt es sich, dem Thema mehr Beachtung zu schenken. Im Umgang mit dem toten Soldaten verdichtet sich exemplarisch, wie Gesellschaften über Krieg und Gewalt denken, welche Diskurse sie führen und wie sie diese deuten.

Seit dem 19. Jahrhundert hat sich bis heute das militärische Totengedenken grundlegend verändert. Vor fast genau 200 Jahren begann ein Gefallenenkult, der den öffentlichen, aber auch den kirchlichen Raum bewusst nutzte. Beispielhaft steht dafür das Denkmal für die Gefallenen der Befreiungskriege auf dem Kreuz-

berg in Berlin mit dem Sinnspruch: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“ In zahlreichen Kirchen finden sich bis heute Kriegergedächtnismale mit den Namen der Kriegsgefallenen.

Der Historiker Reinhart Koselleck hat das treffend eine nachträglich vollzogene „Identitätsstiftung der Überlebenden“ genannt. Nicht die kollektive oder persönliche Erinnerung, nicht die individuelle Trauer und schon gar nicht das Mahnen stand im Vordergrund, sondern die einfache Botschaft, die Soldaten seien sinnstiftend für etwas gestorben. Zugleich wurde dieser Opferkult des Soldaten gerne in einen dezidiert christlichen Zusammenhang gestellt. Auf vielen Gedenktafeln finden sich bis heute Sinnsprüche wie: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“ (Offenbarung 2,10).

Auch die furchtbaren Erlebnisse und Erfahrungen des Ersten Weltkriegs änderten wenig an dieser Sichtweise. Während anfangs vor allem die Revanche für die schmachvolle Niederlage im Zentrum der Bildprogramme und Sinnsprüche stand, ging es ab den 1930er Jahren vermehrt um die Mobilisierung und das Etablieren eines pseudosakralen soldatischen Opferkults: „Deutschland muss leben und wenn wir sterben müssen.“ (Sinnspruch auf dem Denkmal für die Gefallenen des IR 76 in Hamburg-Altona.)



Europaweit
Eine interaktive Karte des Volksbunds Kriegsgräberfürsorge e. V. zeigt Kriegsgräberstätten unseres Kontinents: www.kriegsgraeberstaetten.volksbund.de/karte



Manfred Hettling, Jörg Echternkamp (Hg.): **Bedingt erinnerungsbereit.** Soldatengedenken in der Bundesrepublik, Brill, Göttingen 2008, 176 Seiten, nur noch gebraucht erhältlich, ab ca. 11 Euro.

2 Im toten Winkel

Mit der totalen Niederlage änderten sich auch die Bildsprache und Semantik grundlegend. Nicht mehr „Opfer für...“ sondern „Opfer durch...“ lautete die Botschaft. Statt konkreter Formen dominierten jetzt abstrakte Darstellungen. Nicht mehr die Überhöhung des Soldatentods, sondern die meist namenlose Opfergemeinschaft stand jetzt im Mittelpunkt. Es bestand ein gesellschaftlicher Konsens, dass zu den Opfern des Krieges keine neuen mehr dazu kommen durften.

Anders als bei den Siegern des Zweiten Weltkriegs war sowohl in West- als auch in Ostdeutschland eine öffentliche oder gar personalisierte Heroisierung des Soldatentods nicht mehr möglich, und sie war auch nicht gewünscht. In der Bundesrepublik verschob sich das Gedenken vom vormals öffentlich sichtbaren Bereich in den „toten Winkel“ der Friedhöfe und Kriegsgräberstätten und mit dem Volkstrauertag als einzigem Fixpunkt im Jahr.

Auch die Bundeswehr hielt sich anfangs sehr bedeckt. Die Gesellschaft fremdelte nach den Erfahrungen von Krieg und Gewalt mit den neuen Streitkräften, und die Bundeswehr selbst setzte in ihrer Außenwahrnehmung auf ein antiheroisches Soldatenbild. Nicht der Kämpfer, sondern der technisch versierte Fachmann stand im Mittelpunkt. Andererseits war das Verhältnis der Bundeswehr zur Wehrmacht vor allem in den Aufbaujahren ambivalent, nicht zuletzt weil die Führungsspitze bis weit in die 1980er Jahre noch aus ehemaligen Kriegsteilnehmern bestand. Wenn von „toten Soldaten“ die Rede war, dann dachte kaum jemand an die Bundeswehr, obgleich durch Übungen, Manöver oder sonstige Unglücksfälle allein im Kalten Krieg mehr als 2500 Tote zu beklagen waren.¹ Dennoch suchte die Bundeswehr nach Möglichkeiten, um der Erinnerung an die toten Soldaten, und hier vor allem an die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs Raum zu geben. Das Ehrenmal des Deutschen Heeres in Koblenz, das Ehrenmal der Luftwaffe in Fürstfeldbruck und das Marine-Ehrenmal in Laboe stehen für eine schrittweise und vor allem gehemmte Suche der Bundeswehr nach Sinndeutung.

3 Die Bundeswehr im Einsatz – neue Formen der Erinnerungskultur

Mit dem Wandel der Bundeswehr zur Einsatzarmee und dabei vor allem dem Einsatz in Afghanistan begannen sich die Selbst- und Fremdbilder grundlegend zu ändern. Im Fokus stand hier das 2009 eingeweihte Ehrenmal der Bundeswehr, über dessen Ort und Gestaltung im Vorfeld in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wurde. In deutlicher Abkehr von der Formensprache historischer Kriegerdenkmale entschied man sich, öffentliches und privates Gedenken gleichermaßen zu ermöglichen, verbunden mit einem klaren Bekenntnis zum Auftrag der Bundeswehr: dem Schutz von Frieden, Recht und Freiheit.² 2014 kam der „Wald der Erinnerung“ beim Einsatzführungskommando in Geltow hinzu: ein Ort der Stille mit den aus den Einsatzgebieten zurückgeführten Ehrenhainen, um an die im Einsatz Verunglückten und Gefallenen zu gedenken. Daneben haben sich weitere Erinnerungsformen etabliert, wie die Kranzniederlegung am Volkstrauertag auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee durch den Generalinspekteur. Zudem gibt es in einigen Standorten Erinnerungsorte, zum Beispiel Gedenktafeln oder Gedenksteine, wo Truppenteile an ihre gefallenen Kameraden erinnern. All dies verweist auf eine offene, vielschichtige Gedenkkultur, die ein Nebeneinander von offizieller und individueller Erinnerung und Trauer zulässt.

¹ www.bundeswehr.de/de/ueber-die-bundeswehr/gedenken-tote-bundeswehr/todesfaelle-bundeswehr (Zugriff 20.02.2022). Bis heute starben mehr als 3300 Angehörige der Bundeswehr an den Folgen der Ausübung ihres Dienstes, 115 davon in Auslandseinsätzen oder einsatzgleichen Missionen.

² Der Sinnspruch lautet: „DEN TOTEN UNSERER BUNDESWEHR FÜR FRIEDEN RECHT UND FREIHEIT.“



Oberst i. G. Prof. Dr. Matthias Rogg, Berufssoldat und Historiker, war Gründungsdirektor des Militärhistorischen Museums in Dresden und anschließend Ko-Vorstand des German Institute for Defence and Strategic Studies in Hamburg. Zurzeit verantwortet er ein crossmediales Forschungsprojekt zur neuesten deutschen Militärgeschichte.



Im Mai 2021 entladen Soldaten den Gedenkstein der Mission Resolute Support im Wald der Erinnerung

Blick auf Tafeln mit den Namen getöteter Soldaten und Polizisten aus dem Ehrenhain Kabul, die nun in der Gedenkstätte „Wald der Erinnerung“ in Schwielowsee hängen



Manfred Hettling, Jörg Echternkamp (Hg.): **Gefallenengedenken im globalen Vergleich.** Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung, De Gruyter Oldenbourg, München 2013, 540 Seiten, 79,80 Euro.



Loretana de Libero: **Rache und Triumph.** Krieg, Gefühle und Gedenken in der Moderne, De Gruyter Oldenbourg, München 2014, 447 Seiten, 39,95 Euro.

KEIN STAND, KEINE BERUFGSRUPPE BEANSPRUCHT FÜR IHRE MEMORIAL- UND SAKRALKULTUR SO VIEL ÖFFENTLICHEN RAUM WIE DER SOLDAT.

4 Mehr als nur Totengedenken – Plädoyer für eine lebendige Gedenkkultur

Mit den ersten im Einsatz gefallenen Soldaten begann langsam auch ein Nachdenken, wie mit ihren Begräbnisstätten umzugehen sei. Auf Anregung des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge gibt es mittlerweile die Möglichkeit, diese Gräber als sogenannte Ehrengräber auszuweisen. Sofern die Angehörigen dies wünschen, können die Gräber gekennzeichnet werden: mit dem Eisernen Kreuz und der Inschrift „Ehrengrab der Bundeswehr“ auf dem Grabstein oder einem separaten Kissenstein.

Wie wir mit den Soldatinnen und Soldaten umgehen, die in Folge der Ausübung ihres Dienstes geschädigt wurden oder im schlimmsten Fall zu Tode gekommen sind, ist keine Petitesse. Es geht um Respekt und um die Verantwortung von Politik und Gesellschaft gegenüber ihren Soldatinnen und Soldaten. Wir sollten die Debatte nicht erst wieder führen, wenn traurige Ereignisse uns dazu zwingen. ▲

Matthias Rogg, Totengedenken in der Bundeswehr – der lange Weg zum Ehrenmal, in: Stadtarchiv Karlsruhe (Hg.): **Der Zweite Weltkrieg. Last oder Chance der Erinnerung?** Widerspruch gegen das Ehrenmal der 35. Infanterie-Division in Karlsruhe, Info Verlag, Karlsruhe 2015, 136 Seiten, 10 Euro.



„MIT FREUNDLICHEN GRÜSSEN AUS AFGHANISTAN...“

Vom ersten Aufbaukommando bis zur Evakuierung begleiteten Militärseelsorger den Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr. Ihre Wochenberichte handeln von Katastrophen und Kleinigkeiten, Begeisterung für die Gemeindearbeit in den Feldlagern und Frustration über die politische Erfolglosigkeit der Mission

Von Matthias Heimer



Matthias Heimer hat den gesamten Afghanistan-Einsatz begleitet: Zunächst als Wehrbereichsdekan in Düsseldorf, dann als Leiter des zuständigen Referats im Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr und seit 2010 als dessen Leiter.

Zwanzig Jahre lang haben sie jede Woche geschrieben. Die Militärgeliebten, die mit den deutschen Kontingenten von ISAF und RSM in Kabul, Masari-Scharif, Kundus und im OP North waren. Der eine schreibt familiär, lässt die Glaubensgeschwister in Bonn – oder später in Berlin – an seinen Freuden und Nöten, seiner Sorge um die Lieben zu Hause und seinen Gebeten Anteil nehmen; ein anderer schickt eher tabellarische Berichte an die vorgesetzte Behörde (die ein Kirchenamt ja auch ist), gibt Rechenschaft zu Bauprojekten und Kerzenbestand und beendet seine Briefe

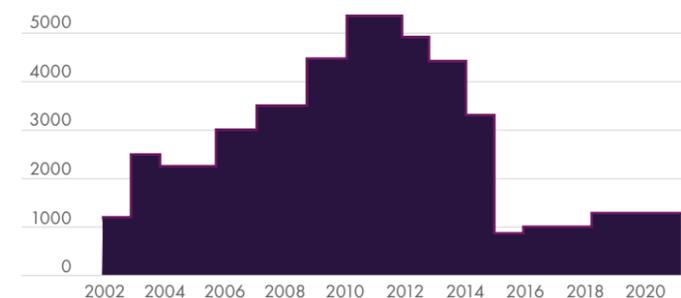
„mit freundlichen Grüßen aus Afghanistan“. Es ist berührend, sie noch einmal in die Hand zu nehmen. Manches liest sich aus heutiger Perspektive prophetisch: „Das kann 20 Jahre dauern, bis sich hier etwas ändert“, zitiert bereits Anfang 2002 der Seelsorger des Vorkommandos die Soldaten, „und die Erwachsenen ändern sich doch nicht mehr – höchstens die Kinder.“

Die Kinder Afghanistans – wenn sich der Einsatz lohnt, dann für sie: „Mögen sie in Frieden aufwachsen können, zur Schule gehen und eine friedliche Zukunft gestalten!“ Sie werden auch als Seismografen wahrgenommen, die

gesellschaftliche Veränderungen anzeigen: „Die Kinder winken nicht mehr so häufig, wenn man mit einem ISAF-Fahrzeug an ihnen vorbeifährt“, heißt es schon 2003.

Die Feldlager haben sich fortwährend verändert, manchmal schon in der kurzen Zeit zwischen dem Erkundungsbesuch des eingeplanten Pfarrers bei seinem Vorgänger und dem tatsächlichen Dienstantritt: „Leider sind gegenüber der Erkundung im Januar an allen Gebäuden und Einrichtungen des Lagers von außen 2 Meter hohe Hesco-Steinwälle aufgeschichtet worden als Schutz vor Raketenangriffen, so dass alles

Deutsche Soldaten in Afghanistan: Obergrenzen laut Bundestagsmandaten



Quelle: Deutscher Bundestag, Bundeszentrale für politische Bildung

sehr eingeeigelt wirkt. Notwendigkeit ist aber vorhanden.“

„Etwas zermürbt“

„Endlich ist der bestellte Heizlüfter angekommen“, bedankt sich ein Kollege zu Beginn von ISAF, „die Kälte hatte mich etwas zermürbt. Das ist jetzt sehr viel besser geworden. Jetzt haben wir tagsüber ungefähr +13 Grad im Zimmer.“ Später schreibt einer seiner Nachfolger: „Die Sonne brennt von früh morgens an, und man muss kämpfen, den Tag über gleichbleibend auf der Höhe zu sein.“ Später geben die Briefe Zeugnis, wie ein gewisser Kontingents-Alltag einzieht: „Im Vergleich zu meinen früheren ISAF-Einsätzen erlebe ich diesen Einsatz als mehr an normalem Kasernendienst orientiert, was sich u. a. an einer Vielzahl von Betreuungsaktivitäten bis hin zum Angebot eines Tanzkurses zeigt.“ Eine etwas andere Entwicklung spiegelt sich in beiläufigen Beobachtungen wie: „Montagabend um 20:00 Uhr findet ‚Kino et Limo‘ statt; früher hieß es ‚Kino et Vino‘.“

Deutsche Soldaten haben Unglücke, Gefechte, Raketenbeschuss und Innentäter erlebt. Im Bericht über einen tödli-

chen Vorfall wird deutlich, dass nicht nur die Soldaten in solchen Situationen „funktionieren“, sondern auch ihre Seelsorger: „Im Schockraum habe ich dann bei Anwesenheit des OP-Personals die Aussegnung des Verstorbenen vollzogen. Die Zusammenarbeit klappte sehr gut. Anschließend habe ich die Todesnachricht an die anderen Kameraden der Patrouille mit KpChef und KpFw überbracht und diese weiterhin seelsorgerlich begleitet. Auch die Betreuung des beteiligten BAT-Trupps erfolgte.“

Die Verarbeitung des Erlebten konnte erst später beginnen: „In der seelsorgerlichen Arbeit entwickeln sich vermehrt Gespräche über Sinnfragen und Verarbeitung von Erlebtem, die auch nicht immer was mit dem Einsatz hier zu tun haben. Ich muss schon sagen: Hier sind viele durch die Ereignisse erwachsen geworden.“

Die Bedrohungslage hat die Seelsorge geprägt, aber auch noch etwas anderes, auf das Soldaten und Pfarrer nicht vorbereitet waren – und sich vielleicht auch nicht theoretisch vorbereiten konnten: „Im Verlauf der vergangenen Woche habe ich mit mehreren Perso-

nen Seelsorgegespräche geführt, die sich intensiv mit dem Thema ‚Ich habe einen Menschen bewusst getötet!‘ auseinandersetzen müssen. Ich halte dieses Thema für wesentlich in der seelsorgerlichen Begleitung und bin zurzeit auf Recherche nach Literatur und in vielen persönlichen Gesprächen, u. a. mit der TrPsychin und einem Zugführer von Scharfschützen. Ich bin gespannt, wie sich der Gesprächsbedarf weiter entwickeln wird... und wie ich damit umgehe.“ Der Seelsorger kommt später zu dem Schluss: „Ich bin mit dem Psychiater intensiv im Gespräch über das Thema Combat Stress Counseling und die Frage nach ethischen Dimensionen dieses Themas. Wir beide sind uns sehr einig, dass es keine ‚automatische Absolution‘ für das Töten von Menschen geben darf, aber die Soldatinnen und Soldaten mit diesem Thema andererseits auch nicht alleine gelassen werden dürfen.“

Gegen den Lagerkoller

Nicht immer ist Seelsorge so nah an Therapie, nicht immer findet sie in verabredeten Gesprächen statt. Ein Geistlicher berichtet aus Kundus, dass er

beim täglichen Sport das ein oder andere tiefgehende Gespräch führt: „Als Pfarrer ist man eben immer im Dienst.“

Gottesdienst, Gemeindeleben, Chorgesang und Betreuungsangebote ziehen sich als rote Fäden durch die Berichte. Da freut sich ein Seelsorger, dass ein Waffensystem aus dem Kosovo nach Kabul verlegt wurde – und dass der Kollege aus Prizren gemeldet hat, dass die Bedienmannschaft aus erfahrenen Chorsängern besteht!

Und immer wieder: Lagerkoller. Oder besser: Seelsorge im Einsatz, um den Koller zu verhindern, zu lindern, zu bekämpfen. Egal, ob es sich um die geschlossene Welt des riesigen „Planet Masar“ mit seiner unüberschaubaren Zahl an internationalen Stäben und Dienststellen handelt oder um einen kleinen Außenposten. Auch dort hilft der Pfarrer: „Die Kameraden in Taloqan leben ja in einer großen Familie mit allen Vor- und Nachteilen. Ich werde ihnen auf Wunsch einen Boxsack organisieren und so bald wie möglich einen Gottesdienst halten.“



Im Austausch: Evangelischer Militärpfarrer (l.) mit zwei Soldaten vor der Betreuungseinrichtung „Oase“ im Camp Marmal

„ES LIEGT ALLES AUF EIS“

Michael Frischmuth ist bei der Diakonie Katastrophenhilfe für Afghanistan zuständig. Er spricht über die prekäre Lage im Land und weshalb die Organisation nicht mit der Bundeswehr kooperiert hat

Interview: Katja Dombrowski

Wie arbeitet die Diakonie Katastrophenhilfe nach dem Abzug der internationalen Truppen in Afghanistan? Können Sie die Arbeit wie bisher fortsetzen?

Michael Frischmuth: Wir arbeiten ausschließlich mit lokalen Partnern zusammen und betreuen die Projekte von unserem Regionalbüro in Amman, Jordanien aus. Bis zum vergangenen Jahr hatten wir auch immer einen Repräsentanten in Kabul, einen Afghanen. Er ist mittlerweile jedoch wegen der Sicherheitslage mit seiner Familie in Deutschland.

Laufen die Projekte trotzdem weiter?

Im Moment ist unser großes Problem, dass wir kein Geld ins Land bekommen. Das Bankensystem in Afghanistan funktioniert aufgrund der internationalen Sanktionen nicht mehr, es gibt keine offiziellen Wege für Überweisungen. Das bindet nicht nur uns, sondern allen Hilfsorganisationen die Hände. Bis Ende 2021 lief noch eines unserer Projekte zur Versorgung mit Lebensmitteln und Gütern des täglichen Bedarfs in zwei Provinzen im Nordwesten und in Zentralafghanistan, aber auch dafür sind die Mittel aufgebraucht. Es liegt alles auf Eis. Millionen



Michael Frischmuth ist Kontinentalverantwortlicher für Asien und Europa bei der Diakonie Katastrophenhilfe.

Menschen stehen vor einer Hungersnot, und es kann derzeit keine adäquate Hilfe geleistet werden.

Angenommen, Sie bekommen wieder Geld ins Land: Wie geht es dann für Ihre Arbeit weiter?

Wir haben Projekte vorbereitet und könnten kurzfristig wieder loslegen. So wie die Situation in Afghanistan ist, geht es zunächst um die Grundbedürfnisse der Menschen, also darum, ihr Überleben zu sichern. Über viele Jahre haben wir auch in Infrastruktur und Bildung investiert, zum Beispiel Schulen und Bewässerungssysteme für die Landwirtschaft gebaut. Aber daran ist derzeit nicht zu denken.

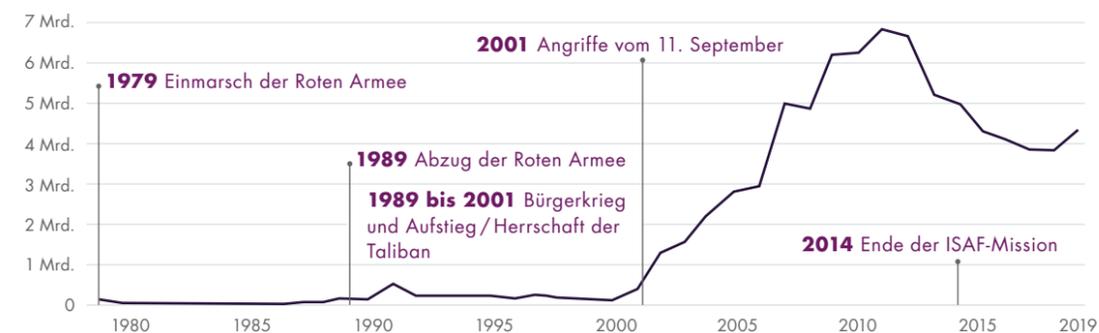
Wie finanzieren Sie Ihre Arbeit in Afghanistan?

Im Moment ausschließlich durch Spenden. Früher haben wir auch mit öffentlichen Mitteln gearbeitet, auch noch nach Beginn der Militärintervention 2001. Aber 2003 ist die Bundeswehr zur Konfliktpartei geworden, da war das für uns nicht mehr möglich. Wir müssen unsere Unabhängigkeit wahren.

Geld für Afghanistan

Internationale Entwicklungshilfe im historischen Kontext (in Euro)

Quelle: Weltbank, OECD, Statista



Sie haben also nicht mit der Bundeswehr zusammengearbeitet?

Nein. Das machen wir grundsätzlich nicht in aktiven bewaffneten Konflikten. Wir lehnen eine zivil-militärische Zusammenarbeit ab, da sie aus unserer Sicht die humanitäre Hilfe gefährdet und die Gefahr einer Instrumentalisierung birgt. Wir würden nicht mehr als unparteiisch wahrgenommen, und das ist mit unglaublich großen Risiken verbunden. Das Konzept der „vernetzten Sicherheit“ in Afghanistan zielte auf die Kohärenz der deutschen Aktivitäten ab. Für die Sicherheit unserer Mitarbeitenden, der Partnerorganisationen und der Hilfsprogramme setzen wir jedoch auf das Konzept „Sicherheit durch Akzeptanz“.

War es denn zwischen 2001 und 2021 für Ihre Kräfte vor Ort gefährlich, ohne Schutz durch Militär zu arbeiten? Oder würden Sie sogar sagen, dass es wegen der klaren Distanz weniger gefährlich war?

Wir arbeiten überall auf der Welt ohne militärischen Begleitschutz, so auch in Afghanistan. Die Gefahr für die Helferinnen und Helfer steigt aus unserer Sicht durch die Zusammenarbeit mit einer Konfliktpartei. Humanitäre Hilfsorganisationen könnten dann selbst zum Ziel von Angriffen werden.



Ohne militärischen Begleitschutz: Bau eines Brunnens in der zentralafghanischen Ortschaft Malmorak 2018, gefördert durch die Diakonie Katastrophenhilfe

Was denken Sie, wie es nun in Afghanistan weitergeht?

Im Moment erscheint die Lage ausweglos. Das Regime in Kabul ist weit davon entfernt, die Forderungen der internationalen Gemeinschaft zu erfüllen, beispielsweise was Bildungsmöglichkeiten für Frauen betrifft. So lange gibt es keine Anerkennung der Regierung und die finanziellen Mittel bleiben eingefroren. Humanitäre Akteure, also zivile Hilfsorganisationen, sind die einzigen, die vor Ort überhaupt noch arbeiten können, aber auch das sehr eingeschränkt.

Das klingt, als könnten Sie im Moment nichts tun, außer abzuwarten.

Humanitäre Hilfe wartet nie ab. Im Moment vergrößern wir unser Büro in Islamabad, um von dort aus in Afghanistan arbeiten zu können. Der Hilfsbedarf wird steigen. Darauf bereiten wir uns vor. Da Deutschland kein militärischer Akteur mehr vor Ort ist, haben wir auch wieder einen Finanzierungsantrag beim Auswärtigen Amt eingereicht. Wir haben die Strukturen, die finanziellen Mittel und Partner vor Ort. Wenn die Voraussetzungen da sind, können wir unser Afghanistan-Programm schnell wieder hochfahren – und sogar mehr machen als bisher.

Dass die Diakonie Katastrophenhilfe ein evangelisches Hilfswerk ist, stellt in Afghanistan und Pakistan kein Problem dar?

Die Herausforderung, als evangelisches Hilfswerk aufzutreten, ist uns natürlich bewusst. Wir gehen damit offen, aber sehr sensibel um. Wir sind eine neutrale Hilfsorganisation, die einzig nach dem Maß der Not hilft. Da wir auch so wahrgenommen werden, haben wir in Afghanistan keine Probleme gehabt.

„Die Gefahr für die Helferinnen und Helfer steigt aus unserer Sicht durch die Zusammenarbeit mit einer Konfliktpartei.“

Michael Frischmuth

Hunger

Eine interaktive Weltkarte zeigt, wo Nahrung besonders knapp ist und welche Rolle Konflikte, Klima und Covid-19 spielen: hungermap.wfp.org
 In den Jahren 2019 bis 2021 war der Hunger in folgenden Staaten am größten: Demokratische Republik Kongo, Afghanistan, Äthiopien, Nigeria, Südsudan, Jemen.



Quelle: World Food Program

KONFESSIONELLES PROFIL WIRD WENIG NACHGEFRAGT

Durch Sicherheitsvorgaben, logistische Hindernisse und die dünne Personaldecke hat sich die Militärseelsorge im Auslandseinsatz verändert. Oft muss ein einziger Geistlicher im Kontingent „allen alles werden“

Von Joachim Simon



Deutsche Soldaten 2013 bei einem ökumenischen Adventsgottesdienst im Camp Marmal

Ein Aushang vor einer Kapelle der US-Streitkräfte in Grafenwöhr informiert über das Gottesdienstangebot: Freitag, 13:00 Uhr: Freitagsgebet für Muslime, 15:00 Uhr: Jüdischer Sabbatgottesdienst; Samstag, 15:00 Uhr: Siebenten-Tags-Adventisten; Sonntag, 08:30 Uhr: Katholische Messe, 11:00 Uhr: Protestantische Versammlung, 13:00 Uhr: Gospel Service. Aushänge dieser Art sind auch vor den „Chapel Tents“ in den Einsatzgebieten zu finden: Abbilder des „Melting Pot“ USA mit seiner religiösen Vielfalt.

Ökumenische Gottesdienste? Fehlanzeige! Jeder militärische Verband hat seinen eigenen „Chaplain“. Dessen Konfession ist nebensächlich. Er oder sie ist zuständig für die Menschen aller Glaubensrichtungen seines militärischen Verbandes, einschließlich der Familienangehörigen. Wenn mehrere Militärseelsorger vor Ort sind, sind gegenseitige Gottesdiensttaushilfen ebenso selbstverständlich wie die Bemühung, an hohen Feiertagen den Militärgeistlichen des benachbarten Verbandes einzuladen, einen Gottesdienst in seiner Konfession anzubieten. Man ergänzt sich und pflegt eine freundliche Kameradschaft. Ökumenische Gottesdienste sind aber selten.

In der Bundeswehr galt seit ihrer Gründung für die Militärseelsorge das Territorialprinzip. Für jeden Standort waren zwei Militärseelsorger, später auch Militärseelsorgerinnen, zuständig: jeder für die Soldatinnen und Soldaten seiner Konfession und ihre Familienangehörigen. Eine konfessionell profilierte Militärseelsorge war ausdrücklich erwünscht. Das Grundgesetz garantiert das Grundrecht auf ungestörte Religionsausübung, das Soldatengesetz ein Recht auf Seelsorge. Standortgottesdienste wurden meistens zeitgleich von beiden Militärgeistlichen in der jeweiligen Garnisonskirche angeboten. Ökumenische Gottesdienste zu besonderen Anlässen durften das konfessionelle Gottesdienstangebot ergänzen, aber nicht ersetzen. Dies galt lange auch für die einsatzbegleitende Militärseelsorge. Im Jahr 1994 hatte der Katholische Militärbischof für die Bundeswehr klargestellt: „Bei Gottesdiensten [...] bei einem Auslandseinsatz der Bundeswehr handelt es sich nicht um qualifizierte Ausnahmesituationen, die generell die

Feier ökumenischer Gottesdienste erlauben. Die Militärgeistlichen müssen sich ihrer Verpflichtung bewusst sein, für die katholischen Soldaten nach Möglichkeit eine Eucharistiefeier anzubieten.“

In den frühen Jahren der Auslandseinsätze waren in den größeren Einsatzliegenschaften stets zwei Militärseelsorger stationiert. Diese waren gehalten, die katholischen Vorbehalte zu respektieren, und mussten sich irgendwie damit arrangieren. Der Einsatztruppe diese

Vorgabe zu vermitteln, gelang nicht immer. In den kleineren Feldlagern, in denen nur jeweils ein Militärseelsorger stationiert werden konnte, gab es die Gepflogenheit, drei- bis viermal während eines Einsatzkontingentes den Militärseelsorger der anderen Konfession aus einem anderen Feldlager im Einsatzgebiet zur Feier eines Gottesdienstes in seiner Konfession einzuladen.

Bei dieser Praxis zeichnete sich bereits ein Paradigmenwechsel ab, denn nicht jeder



Leitender Militärdekan Joachim Simon ist Referent Ausland und Einsatz im Katholischen Militärbischofsamt.

Militärseelsorge ist für mich...

Der Begriff „Militärseelsorge“ weckte in der Hochphase des Afghanistan-Einsatzes 2011 bei Soldaten und Soldatinnen überwiegend neutrale bzw. positive Assoziationen, hielt eine Studie fest.

Quelle: Sinus Markt- und Sozialforschung 2011

Wann würden Sie die Militärseelsorge in Anspruch nehmen? (Top 3, in Prozent)



Was verbinden Sie ganz spontan mit dem Begriff Militärseelsorge? (in Prozent)



Einsatzseelsorger hat diese von beiden Kirchenämtern empfohlene Praxis akzeptiert und mitgetragen. Es gab vereinzelte Fälle von ausgeprägtem „Platzhirschgebaren“, verstärkt noch durch den Umstand, dass Soldatinnen und Soldaten ohne Kon-

Diese Entwicklung wurde durch die gesteigerte Zahl der Auslandseinsätze begünstigt. Die dünne Personaldecke der Militärseelsorge hat es einfach nicht mehr gestattet, zwei Militärseelsorger gleichzeitig in einem Feldlager zu stationieren.

Es gab vereinzelte Fälle von ausgeprägtem „Platzhirschgebaren“ ...

fessionszugehörigkeit immer zahlreicher wurden. Bei manchen festigte sich die Meinung, als einziger Seelsorger am Stationierungsort konfessionsübergreifend für die gesamte Einsatztruppe vor Ort zuständig zu sein. Dann lag es nahe, den Seelsorger der anderen Konfession als unwillkommenen Eindringling zu betrachten und zu behandeln. Der Bedarf an konfessionell profilierter Militärseelsorge wurde immer seltener reklamiert.

Logistische Hindernisse und strenge Sicherheitsvorgaben erschweren Pastoralbesuche von Einsatzseelsorgern in anderen Liegenschaften im Einsatzgebiet. Der Militärseelsorger wird eher als diskreter, vertrauenswürdiger Zuhörer geschätzt, der als Kontingenteilnehmer ständig vor Ort präsent ist. Der Pfarrer aus dem anderen Feldlager, der als Gast für kurze Zeit kommt, um einen Gottesdienst anzubieten, scheint kaum noch gefragt zu sein.

Das Empfinden, was Ökumene im Auslandseinsatz konkret bedeutet, hat sich gewandelt

Das ökumenische Zusammenwirken beginnt schon im Vorfeld der Einsatzbegleitung, wenn evangelische und katholische Militärseelsorgerinnen und Militärseelsorger gemeinsam für die Einsatzbegleitung ausgebildet werden – und zwar in Kooperation der zuständigen Referenten beider Kirchenämter. Bei diesen Ausbildungsgängen werden die künftigen Einsatzseelsorger darauf vorbereitet, sich für alle Kontingenteilnehmer zuständig zu fühlen und nicht nur die eigene Klientel zu bedienen.

Viele Soldaten, „fern der Heimat“, sehnen sich im Einsatz nach einem Stück „Heimat in der Fremde“. Die Pflege von religiösem Brauchtum kann solche Bedürfnisse bedienen. Vielerorts entstanden, bei großzügiger Auslegung mancher Vorschrift und in Eigeninitiative der Einsatztruppe, Feldlagerkapellen mit dem entsprechenden kirchlichen Inventar einschließlich imposanter Glocke. Mancher katholische Einsatzpfarrer feiert die Sonntagsmesse nur mit sehr wenigen Gläubigen, hat aber großen Zulauf beim „Ökumenischen Bibelfrühstück“, bei dem sich jeder Teilnehmer, jede Teilnehmerin zu einem ausgewählten Bibeltext äußern kann. Evangelische Einsatzpfarrer mussten sich mit dem Brauchtum rund um den Nikolausabend oder mit der Segnung von Devotionalien vertraut machen.

Ökumenische Gesinnung von Militärggeistlichen im Auslandseinsatz bedeutet also, die eigene konfessionelle Prägung zu hinterfragen und den Blick zu weiten. Die Kunst besteht darin, „allen alles zu werden“, ohne die Bedürfnisse der konfessionell geprägten Soldatinnen und Soldaten zu vernachlässigen. ▲

Ein Streifschuss hat diesen Helm beschädigt. Im Museum wird er zum Sinnbild einer kaum einschätzbaren Bedrohung



Der Text schildert einen Anschlag in Afghanistan.

Museumspädagoge Erik Zimmermann führt den Besucher aus dem Haupthaus des Militärhistorischen Museums (MHM) hinaus in ein Nebengebäude. Dort, zwischen ausgedienten Panzern aus dem Kalten Krieg, steht ein „Mungo“. Das Fahrzeug ist nur noch Gerippe, der Innenraum vollständig ausgebrannt. Zimmermann stellt sich davor auf und berichtet, was sich am 20. Oktober 2008 zugetragen, als Soldaten der Bundeswehr im Distrikt Char Darah ein Dorf umstellt hatten, während afghanische Kräfte die Ortschaft durchsuchten. Vier Soldaten saßen auf dem quasi ungepanzerten Mungo, sie verteilten Kekse an Kinder und durchsuchten Afghanen, die das Dorf betreten oder verlassen wollten. Dann näherte sich ein Fahrradfahrer, stieg vor dem Mungo ab. Und zündete einen Sprengstoffgürtel.

„IED bei Hightower“ tönte es durch die Funkgeräte. Kameraden auf der anderen Seite des Dorfes eilten zum Ort der Detonation, wo die Munition des Granatmaschinenwerfers umsetzt und sie selbst in Lebensgefahr bringt. Sie sehen das brennende Fahrzeug, reglose Körper.

MENSCH SOLDAT

Das Militärhistorische Museum überarbeitet derzeit den Ausstellungsteil zum Afghanistan-Einsatz. Es gibt neue Exponate und neue Berichte von Soldaten. Einem Grundsatz bleiben die Museumsmacher treu

Von Felix Ehring

Religionszugehörigkeit in der Bundeswehr 2020



54 000 evangelisch



41 000 katholisch



3 000 muslimisch*



300 jüdisch*

Truppenstärke: 185 000

* geschätzt

Quelle: Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland, www.fowid.de

Die Sonderausstellungen des MHM sind vielseitig und bis hin zu den Plakaten sehenswert – hier eine Auswahl





Felix Ehring ist Redakteur bei ZUR SACHE BW und Leitender Redakteur des JS-Magazins.

Sie bergen zwei Kameraden. Den beiden anderen können sie nicht mehr helfen. Sie sind tot. Und auch fünf afghanische Kinder sind tot.

Museumspädagoge Zimmermann schildert die Begebenheit mit ruhiger Stimme und einigen Details. Er kann sagen, von wo sich der Attentäter näherte und wie die Soldaten ihre Kameraden retteten. Das MHM sammelt diese Erfahrungen der Soldaten und sichert sie somit für die Gesellschaft. Der Afghanistan-Einsatz wird dank vielfältiger Quellen zur Zeitgeschichte. Die Quellen, das sind die Erinnerungen der Soldaten und Soldatinnen, Protokolle von Feldjägern, Tagebuchaufzeichnungen und vieles mehr – nicht zuletzt all die Gegenstände selbst, die eine Geschichte und letztlich Geschichte allgemein greifbar machen. Greifbar ist hier keine Metapher, denn man möchte das tatsächlich hin und wieder tun, wenn man durch das Museum geht und all das sieht, auch vor dem ausgebrannten Mungo stehend: Man möchte ihn berühren, als helfe die Haptik, besser zu verstehen.

Das Museum erzählt auch die Geschichte von Afghanen. Die Rolle von Tieren im Krieg wird aufwendig dargestellt. Ganz unten: Der ausgebrannte Mungo soll ins Foyer kommen

Regelmäßig besuchen Soldaten und Soldatinnen das MHM, zur Ausbildung der Offizier- und Feldwebelanwärter gehört ein Besuch dieser Bildungsstätte, die trotz aller Wissensvermittlung angenehm unpädagogisch daherkommt. Wer schon dort war, kennt auch den angesprengten „Fuchs“ in der Vitrine, auch dies eine Geschichte von Gefahr, Rettung, Tapferkeit. Doch die Biografien, die zufällig Zeitgeschichte werden, enden nicht mit der Verleihung der Ehrenkreuze für Tapferkeit.

Rettende Insel für traumatisierte Veteranen

Museumspädagoge Zimmermann weiß von einem der damals verwundeten Soldaten, dass seine anerkannte Wehrdienstbeschädigung zunächst zu gering ausfiel und er die Bundeswehr verlassen musste. Erst mit neuer Gesetzeslage konnte er Berufssoldat werden. In einer anderen Vitrine zeigt ein Exponat aus dem Psychotraumazentrum der Bundeswehr in Berlin, was seelisch erkrankte Soldaten gestaltet haben. Vorgegeben war der Begriff „Lebensinhalt“. Zu sehen ist eine gebastelte Insel mit Palmen im Meer, auf die mehrere Boote zuhalten. Die Insel, der

Rettungspunkt, scheint nah. Nur ein Soldat hat statt eines Boots eine Boje gebaut, die eher unschlüssig im Meer treibt.

Etwa zehn Prozent seiner Exponate stellt das Museum aus. Und es kommen stetig neue hinzu. Das Museum fragt beim Einsatzführungskommando an, erhält Angebote von Soldaten. Einer hat sein Ehrenkreuz gegeben, er trage es ohnehin nicht, sagt er.

Das Museum will nun bis September einen neuen Ausstellungsbereich zur Bundeswehr in der Ära Merkel gestalten. Der ausgebrannte Mungo soll anlässlich der Eröffnung dieses neuen Bereichs eine Zeit lang im Foyer ausgestellt werden. Und Vitrinen werden umgestaltet. Ihnen gegenüber sind großflächige Aufnahmen vorgesehen. Der Fotograf Jens Umbach hat sie gemacht. Die porträtierten Soldaten werden sozusagen auf die Ausstellung blicken – und auf die Mitbürger, die sich für ihr Schicksal interessieren. So werden sich die Blicke treffen.

SICHERHEITS-POLITIK

Frankreichs Präsident Emmanuel Macron besichtigt das Atom-U-Boot „Suffren“, das am 12. Juli 2019 in Cherbourg vom Stapel läuft. Es ist nach Admiral Pierre André de Suffren benannt, der im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1775 bis 1783) Schiffe gegen die Briten befehligte



DIE AUSEINANDERS- SETZUNG WIRD LANGE DAUERN

Wie Europa nach dem Ukraine-Schock lernt, die konventionelle
Bedrohung neu zu denken
Von Herfried Münkler



Professor Dr. Herfried Münkler war von 1992 bis 2018 Inhaber des Lehrstuhls für Theorie der Politik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Seine Forschungsschwerpunkte sind Politische Ideengeschichte der Frühen Neuzeit, Theorie und Geschichte des Krieges sowie Politische Kulturforschung.

Nach Putins Angriff auf die Ukraine erscheint vieles von dem, was vorher unerschütterliche Gewissheiten der deutschen oder auch europäischen Politik waren, als naiv und allzu vertrauensselig. Man ging davon aus, dass wir in einer, wie es hieß, regelbasierten und auf Werte gestützten internationalen Ordnung lebten, dass dies zumindest für Europa galt, und sah dabei nicht den notorischen Regelbrecher und Werteverächter vor der eigenen Haustür. Man wollte ihn nicht sehen, weil man nur dann an der Illusion einer friedlichen, auf Wohlstandssteigerung ausgerichteten Weltordnung festhalten konnte – sagen die einen. Man konnte ihn nicht sehen, wenden dagegen die anderen ein, weil das Projekt einer globalen Ordnung, in der das rhetorische „Wir“ der Menschheit zum politischen Subjekt werden sollte, um die drängenden Menschheitsprobleme anzugehen, die mit der Errichtung dieser Ordnung Befassten ganz und gar absorbierte. Nur so nämlich würden sich der Hunger in der südlichen Hemisphäre bekämpfen, die Migrationsbewegungen entschleunigen und der Klimawandel stoppen lassen. Für den, der global dachte, waren sicherheitspolitische Fragen herkömmlichen Typs nur eine Störung bei der Bearbeitung der eigentlichen Herausforderungen, ein Ablenkungsmanöver, auf das man sich besser nicht einließ. Also durfte man sich durch Putin nicht irritieren und vom rechten Weg abbringen lassen.

Die Gegenüberstellung zeigt, was alles infolge der jetzt zwingend gewordenen Befassung mit einer konventionellen Bedrohung seinerseits auf die lange Bank geschoben werden muss: der Hunger im Süden, der durch den Ausfall der „Kornkammer“ Ukraine größer wird, die Bekämpfung des Klimawandels und die Aufnahme von Migrantinnen aus Afrika und dem Nahen Osten, weil wir mit den Flüchtenden aus der Ukraine beschäftigt sind. Auch wenn von einigen Politikern nach wie vor versichert wird, die Drohungen Russlands an die Adresse der Europäer und die Erfahrung der Abhängigkeit Europas von russischem Erdgas und Erdöl sowie der Steinkohle aus Russland würden die angestrebte Dekarbonisierung der europäischen Wirtschaft nur noch beschleunigen – es wird sich schnell zeigen, dass das Gegenteil der Fall ist.

Es gab somit durchaus gute Gründe, sich durch Putins kleine Kriege in Georgien 2008 und im Donbass seit 2014 nicht aus dem Konzept bringen zu lassen und weiterhin vorrangig auf die Beschäftigung mit den Menschheitsaufgaben zu setzen. Das ist mit dem Beginn von Putins großem Krieg gegen die Ukraine vorbei. Der Mann im Kreml hätte seine Verachtung für die um Menschheitsfragen Besorgten nicht deutlicher zum Ausdruck bringen können, als mit dem Beginn des Angriffs auf die Ukraine just zu dem Zeitpunkt, da der UN-Sicherheitsrat sich mit der Kriegsgefahr für die Ukraine befasste. Wer diesen Regel-

brecher und Verächter humaner Werte weiterhin ignorierte, würde ihm zum Opfer fallen. Insofern hat sich Ende Februar eine tiefe Zäsur in ein Davor und Danach der Geschichte ereignet.

Putins Waffen haben auch eine Konzeption globaler Ordnung zerstört

Es gibt neben der erzwungenen Aufmerksamkeits- und Aktivitätsverschiebung von Menschheitsfragen zu Aufgaben der regionalen Sicherheit noch eine zweite große Desillusionierung, und das ist die Enttäuschung über die Wirkmächtigkeit wirtschaftlicher Macht. Die Konzeption einer regelbasierten und wertegestützten Weltordnung gründet sich nämlich auf die Vor-



Leere
Regale in
Moskau



Wladimir Putin
bei der Hannover
Messe 2005



Ein Ukrainer steht Anfang März in der Stadt Irpin
vor den Trümmern seiner Existenz.
Sein Haus wurde von einer russischen Granate getroffen



Gerhard Schröder
bei der Hannover
Messe 2005

stellung einer abnehmenden Bedeutung militärischer und einem beständig wachsenden Gewicht wirtschaftlicher Macht. Konkret hieß das, dass an die Stelle gegenseitiger militärischer Abschreckung eine wechselseitige wirtschaftliche Verflechtung treten sollte (und ja auch tatsächlich getreten ist), bei der beide Seiten vom Austausch der Güter profitierten und die dabei entstehende strategische Abhängigkeit voneinander durchaus erwünscht war. Wirtschaftliche Verflechtung sollte Vertrauen generieren, während militärische Abschreckung auf Misstrauen beruhte; mit anderen Worten: Misstrauen sollte durch Vertrauen ersetzt werden. Auch über diese Vorstellung sind Putins Panzer darübergerollt: Einem Politiker wie Putin kann man nicht vertrauen, auch deswegen nicht, weil ihn selbst die Androhung des Gebrauchs wirtschaftlicher Macht in Gestalt von Sanktionen nicht am Einsatz militärischer Gewalt hat hindern können. Putins Waffen haben nicht nur die ukrainische Infrastruktur zerstört (und dabei viele Leben vernichtet), sondern auch eine Konzeption von globaler Ordnung, die auf „immer weniger Waffen“ beruhen sollte.

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“, heißt es in Schillers Wilhelm Tell. Der Entwurf einer durch weitreichende Demilitarisierung gekennzeichneten Weltordnung beruhte auf der Vorstellung, man könne selbst den „bösen Nachbarn“ an einem friedlichen Zusammenleben interessieren, wenn man ihm nur seine mittel- und langfristigen Vorteile vor Augen führte. Man wollte der nie auszuschließenden Heimtücke und Niedertracht Einiger beikommen, indem man sie als rationale Akteure behandelte und in eine Struktur von Rationalität einband, unterstellend, dass Bosheit und kurzfristige Rationalität sich nicht prinzipiell ausschließen, aber Bosheit durch langfristige Rationalität gebändigt werden könne. Auch diese Vorstellung hat sich mit dem russischen Angriff auf die Ukraine in Luft aufgelöst. Offenbar kann die Aussicht auf langfristige Vorteile das Zulangen bei kurzfristigen Gewinnen nicht verhindern. Rationalität ist keine zuverlässige Bremse von Gier und Groll. Oder, wissenschaftstheoretisch formuliert: Die ökonomischen Entscheidungstheorien, auf die man sich bei diesbezüglichen Er-

wartungen gestützt hat, waren und sind offensichtlich auf Annahmen begründet, die nicht zwingend sind.

Wir müssen uns auf viele Fronten einstellen

Wir Europäer werden viele lieb gewordene Vorstellungen und Erwartungen für lange Zeit beiseitelegen müssen, um uns auf die Bedrohung durch konventionelle Waffen und die sie begleitende Androhung einer Eskalation bis zum Nuklearkrieg einstellen zu können. Die Bereitstellung umfänglicher Finanzmittel zur besseren Ausstattung der Bundeswehr ist dabei das Eine, aber das Geld wird und kann nur effektiv sein, wenn wir uns begleitend dazu mental und kognitiv neu orientieren, also realisieren, dass wir es hier mit einem wirklichen Feind unserer Lebensart zu tun haben, einem Feind der liberalen Demokratie, des Rechtsstaats, der Gewaltenteilung, der freien Meinungsäußerung, der zuverlässigen Informationsverbreitung usw. An die Stelle der Vorstellung einer Weltordnung, die auf Regeln gegründet und von Werten getragen ist, welche im Prinzip von allen geteilt werden, ist eine Struktur getreten, in der die Demokratien im Gegensatz zu autoritären Regimen und autokratischen Herrschern stehen. Dabei ist festzuhalten, dass es in diesem Kampf zunächst nur um die Selbstbehauptung der Demokratien geht und keineswegs darum, dass sie in nächster Zeit siegen werden. Wir müssen uns auf eine Auseinandersetzung einstellen, die lange dauern wird und bei der vielerlei Varianten der Willensdurchsetzung ins Spiel kommen – vom Krieg, der mit tödlichen Waffensystemen geführt wird, bis zum Wirtschaftskrieg, von asymmetrischen Kriegen bis zu hybrider Kriegführung, vom Desinformationskrieg bis zu einer schleichenden Infiltration. Zur Abwehr der konventionellen Bedrohung von außen gehört insofern die Stärkung der demokratischen Resilienz im Innern hinzu. Und wir sollten nicht meinen, mit Putins Sturz oder Abtritt von der politischen Bühne sei alles wieder gut. Wo ein Putin an die Macht kam, kann ihm ein putinähnlicher Machthaber nachfolgen, so wie dort, wo ein Trump war, bei den nächsten Wahlen ein neuer Trump folgen kann. Es ist eine Auseinandersetzung mit vielen Fronten, auf die wir uns jetzt einstellen müssen. ▲



Ein ukrainischer Polizist bewacht im Kiewer Stadtteil Obolon die Bergungsarbeiten an einem Wohnhaus, das Mitte März durch einen Angriff zerstört wurde

Die bereits lange schwelende politische Krise Äthiopiens wurde 2014 in der internationalen Öffentlichkeit wahrgenommen, als junge Menschen überwiegend aus ländlichen Regionen im Bundesland Oromia mit anfänglich gewaltlosen Protesten gegen die autoritäre Herrschaftspraxis der Zentralregierung aufbehrten. Der Anlass war, dass die Zentralregierung (Bundesregierung) an der Regierung des Bundeslandes und den kommunalen Vertretungen vorbei entschieden hatte, das Stadtgebiet der Hauptstadt zulasten des Bundeslandes Oromia um 1,1 Millionen Hektar zu erweitern und die dort lebende ländliche Bevölkerung zu enteignen und umzusiedeln. Der Funke sprang rasch auf andere Bundesländer über und zunehmend ging es nicht mehr nur um diesen „Addis Ababa Masterplan“², sondern um die autokratische Herrschaftspraxis der Bundesregierung unter der Parteienallianz *Ethiopian People's Revolutionary Democratic Front (EPRDF)*³.

Mit der Verfassung von 1994 ist erstmals in der Geschichte Äthiopiens eine föderale Bundesrepublik geschaffen worden. Zehn

GEWITTERWOLKEN

Äthiopien 2022 – Wege aus der Krise oder Zerfall?¹ Von Wolfgang Heinrich

Bundesländer sind nach der ethnischen Zugehörigkeit der Mehrheit der Bevölkerung geformt, daneben gibt es drei Stadtstaaten. Grundsätzlich haben die Bundesländer weitgehende Selbstverwaltungsrechte.

Faktisch jedoch beherrschte die EPRDF von Beginn an in zentralistischer Manier sowohl alle Bundesländer bis in die kommunalen Vertretungen hinein und die Zentralregierung. Ihre Herrschaftspraxis war autoritär und wurde zunehmend autokratisch, verbunden mit der systematischen Repression und Verfolgung politischer Opposition, Journalist:innen und unabhängiger Medien sowie zivilgesellschaftlicher Organisationen.

Auf die Proteste reagierte die Zentralregierung nach altem Muster mit Gewalt. Dies löste jedoch eine breite Solidarisierung in der Bevölkerung und Ausweitung der Proteste aus, so dass sich Premierminister Hailemariam Dessalegn 2018 zum Rücktritt genötigt sah. Damit war die politische Krise im Kern des politischen Establishments, der EPRDF, angekommen⁴. Mit einer Personalrochade innerhalb der Parteienallianz versuchte die politische Elite, die Krise zu deckeln, indem sie für die Restdauer der Legislaturperiode Abiy Ahmed Ali zum Premierminister ernannte.

¹ Dieser Beitrag befasst sich mit dem Konflikt zwischen der Zentralregierung und dem Bundesland Tigray in Äthiopien. Gegenwärtig werden in sieben von zehn Bundesländern politische Konflikte gewaltsam ausgetragen.

² Minority Rights Group, 2014: Ethiopia's 'Master Plan' – good for development, damaging for minorities, tinyurl.com/mr-ethiopia (eingesehen 17.01.2022)

³ Die EPRDF war eine Parteienallianz aus der Tigray People's Liberation Front (TPLF), Amhara Democratic Party (ADP), Oromo Democratic Party (ODP) und Southern Ethiopian People's Democratic Movement (SEPDPM). Die TPLF formte die Allianz 1989 kurz vor dem Sturz der Militärregierung 1991. Am 27. März 2018 benannte der Parteirat der EPRDF Abiy Ahmed Ali zum Nachfolger des zurückgetretenen Premierministers. Gegen den Protest der TPLF überführte Abiy die Allianz im November 2019 in die neu gegründete Prosperity Party (PP). Die TPLF wurde nicht Teil der PP. Mit Ausnahme der TPLF regieren damit die Kader der EPRDF Äthiopien ununterbrochen seit 1991.

⁴ Einen Einblick in die internen Auseinandersetzungen gibt Milkessa M. Gemechu: How Abiy Ahmed Betrayed Oromia and Endangered Ethiopia. In: Foreign Policy, 25.01.2022, tinyurl.com/fp-ethiopia. Gemechu war zu dem Zeitpunkt Minister der Regierung des Bundeslandes Oromia.

Vom Friedensnobelpreisträger zum Warlord

Der neue Premier begann sein Amt mit einem Feuerwerk von Reformen. Er schloss auch Frieden mit Eritreas Präsident Isaias Afewerki, mit dem der seit 2000 eingefrorene Grenzkonflikt beendet werden sollte. Für das angebliche Friedensabkommen⁵ und die angekündigten Reformen verlieh das Nobelkomitee Abiy 2019 den Friedensnobelpreis.

Die politische Krise schwelte aber weiter, wahrscheinlich sogar gerade wegen dieses Paktes mit Isaias. Nach einem Streit um die Verschiebung des im August 2020 anstehenden Wahltermins eskalierte sie schließlich am 4. November 2020, als Premierminister Abiy die äthiopische Armee (*Ethiopian National Defence Forces*) im Bündnis mit Sonderpolizeikräften des Bundeslandes Amhara⁶, irregulären Milizen aus dem Bundesland Amhara, Truppen des Nachbarlandes Eritrea sowie Luftangriffen der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE)⁷ das Bundesland Tigray angreifen ließ. Das sei kein Krieg, es handele sich nur um eine „kurze Operation zur Durchsetzung von Recht und Ordnung“, erklärte Abiy im Bundestparlament und gegenüber der internationalen Gemeinschaft. Als er am 28. November 2020 den Sieg und das Ende der Operation verkündete, betonte Abiy, dass kein Zivilist während der Operation zu Schaden gekommen sei.

Die Realität sah anders aus.⁸ Bereits in den ersten Stunden der Operation zeigte sich, dass der Krieg vor allem gegen die Zivilbevölkerung und zivile Ziele geführt wurde. UN-Organisationen alarmierten die internationale Gemeinschaft, weil zahlreiche Massaker in Kirchen, Moscheen, Krankenhäusern, Schulen, Städten und Dörfern bekannt wurden. Vergeblich hatte die Regierung Abiys versucht, durch eine umfassende Kommunikationsblockade und das Unterbinden freier Berichterstattung zu verschleiern, was tatsächlich geschah. Indem Hilfsorganisationen gehindert wurden, Nothilfe zu leisten, wurde Hunger systematisch als Kriegswaffe eingesetzt, beklagten UN-Organisationen. Plünderungen, Vergewaltigung, Folter und Massaker an Zivilisten waren an der Tagesordnung.⁹

Die *Tigray Peoples' Liberation Front (TPLF)* hatte sich nach dem Angriff am 4. November 2020 aus Mekelle, der Hauptstadt des Bundeslandes Tigray, und anderen dicht besiedelten Ortschaften in unwegsames Gebirge zurückgezogen. Dort organisierte sie sich und ihre bewaffneten Einheiten, die *Tigray Defence Forces (TDF)*, neu und startete Anfang 2021 den Gegenangriff auf die von Abiy eingesetzte Verwaltung und die Regierungstruppen. Ende Juni 2021 floh

die Übergangsverwaltung, die äthiopische Armee und Teile ihrer Verbündeten zogen sich überstürzt aus Tigray zurück. Premier Abiy versuchte, dies als freiwilligen Rückzug seiner Truppen zu kaschieren. Er wolle der Bevölkerung Zeit geben, sich zu erholen und zur Besinnung zu kommen, sagte er.

Wenn er gehofft hatte, mit seinem einseitig verkündeten Waffenstillstand den Krieg zu beenden, sah er sich enttäuscht. Die TDF stieß nun ihrerseits tief in das Bundesland Amhara vor, um – so der Präsident von Tigray – die Versorgungsrouten für die Region Tigray zu sichern, die immer noch von Abiys Truppen blockiert wurden, und um einen Sicherheitskorridor zu schaffen, so dass Tigray nicht wieder überfallen werden könne.

⁵ Den Inhalt des Vertrags hat Abiy dem äthiopischen Parlament nicht vorgelegt. Ein zwischenstaatlicher Vertrag ist nicht bekannt. Viele Beobachter argumentieren heute, dass es sich eher um eine Kriegvereinbarung gegen die TPLF zwischen zwei Personen handelt.

⁶ Artikel 52(g) der äthiopischen Verfassung und die spätere Auslegung des Bundesverfassungsgerichts erlaubt den Bundesländern Sonderkräfte (Special Forces), die paramilitärisch ausgerüstet und strukturiert sind.

⁷ Stijn Mitzer and Joost Oliemans: UAE Implicated In Lethal Drone Strikes In Tigray. Oryx, 03.01.2022, tinyurl.com/drones-tigray

⁸ Zu Narrativen, Kriegsursachen und -verlauf siehe: Concerned Friends of the People in the Horn of Africa, 2021: Krieg und humanitäre Katastrophe in Tigray – politische Krise in Äthiopien. Thesen, wie die politische Krise Äthiopiens überwunden werden kann, Arbeitspapier, 4. März 2021.

⁹ Siehe etwa: Büro des Hohen Kommissars der Vereinten Nationen für Menschenrechte (OHCHR), 2021: Untersuchung mutmaßlicher Verstöße gegen die internationalen Menschenrechte, humanitäres Völkerrecht und das Flüchtlingsrecht durch alle Konfliktparteien in der Region Tigray, tinyurl.com/tigray-report (eingesehen am 19.1.2022).



Ein kleiner Junge läuft durch das Lager Adi-Harush in der Region Tigray. Viele Flüchtlinge treten von hier aus den Weg nach Europa an



Tausende Menschen versammeln sich, um die Führungsspitze der TPLF zu begrüßen, als sie 2021 aus ihren Verstecken in den Bergen in die Regionhauptstadt Mekelle zurückkehrt



Ein Mitglied der Afar-Miliz, die gegen die TPLF kämpft, in der Stadt Shewa Robit, 200 Kilometer nordöstlich von Addis Abeba



Einen Tag nach den Wahlen am 21. Juni 2021 erschüttert ein tödlicher Luftangriff einen Markt in Togoga, Tigray. Dutzende Menschen sterben oder werden verwundet, darunter diese Frau

November 2021: Gedenkfeier für die Opfer des Tigray-Konflikts in Addis Abeba, organisiert von der Stadtverwaltung



Ein Jugendlicher in seinem ehemaligen Klassenzimmer in der Stadt Zarima im Norden des Landes. Es wurde angeblich von Pro-TPLF-Rebellen geplündert



Vor einem Hotel in der Afar-Region harren Hunderte vertriebene Äthiopier aus. Diese Frauen warten gerade auf ihre Registrierung



Äthiopiens Premier Abiy Ahmed nimmt 2019 in Oslo den Friedensnobelpreis entgegen

Der Vorstoß der TDF nach Süden erfolgte so rasch, dass international bereits spekuliert wurde, wann sie die Bundeshauptstadt Addis Abeba einnehmen würde. Die äthiopische Armee konnte den Vorstoß der TDF circa 220 Kilometer von der Hauptstadt entfernt stoppen. Ausschlaggebend dafür waren bewaffnete Drohnen aus China und der Türkei. Die VAE verfolgen starke geo-politische Interessen am Eingang zum Roten Meer¹⁰ und lieferten chinesische Drohnen und deren Bewaffnung über eine Luftbrücke. Nach Erkenntnissen internationaler Militärbeobachter stellte die Türkei die Mannschaften, um die Drohnen zu fliegen und zu warten.

Im Dezember 2021 beendete die TDF den Vorstoß nach Süden und zog sich in das Bundesland Tigray zurück. In einem Schreiben an den UN-Generalsekretär am 19.12.2021 erläuterte der Präsident Tigrays, Debretsion Gebremichael, die Entscheidung und übertrug die Verantwortung für den Schutz der Menschen in Tigray vor einem erneuten Angriff der internationalen Gemeinschaft¹¹. Doch der Krieg geht weiter. Täglich fliegt die äthiopische Luftwaffe Bombenangriffe auf Städte in Tigray. Hilfsorganisationen haben den Eindruck, dass gezielt zivile Ziele bombardiert werden. Milizen und Sondereinheiten der Bundesländer Amhara und Afar und eritreische Truppen versuchen, wieder Teile Tigrays zu besetzen und sind in heftige Kämpfe mit der TDF verwickelt.

Als Ergebnis der „law and order operation“ des Premier Abiy sind 80 Prozent der sozialen Infrastruktur wie Krankenhäuser, Schulen, Wasser- und Stromversorgung zerstört, über 2 Millionen Menschen haben ihr Obdach verloren, 5,2 Millionen Menschen sind auf Nothilfe angewiesen, davon 2,1 Millionen auf Nahrungsmittelhilfe, über 400 000 sind akut vom Hungertod bedroht.¹² Militärbeobachter vermuten, dass allein an die 100 000 gefallene Kombattanten zu verzeichnen sind.

Reaktionen

Nachdem Belege für Massaker an der Zivilbevölkerung bekannt wurden, reagierte die Europäische Kommission schnell. Außenkommissar Josep Borrell forderte alle Seiten auf, Kampfhandlungen einzustellen und den politischen Konflikt politisch zu lösen. Zugleich fror die EU vereinbarte Zuschüsse für den äthiopischen Haushalt in Höhe von 80 Millionen Euro ein. Wenig später rief auch die neue US-Regierung alle Seiten zu Verhandlungen auf

und kündigte Strafmaßnahmen an. Die US-Regierung und die EU beriefen Sonderbeauftragte, um die Beendigung von Kriegshandlungen, freien Zugang zu humanitärer Hilfe und die Aufnahme von Verhandlungen zu erreichen. Im Gegensatz dazu erklärte Moussa Faki Mahamat, der Generalsekretär der Afrikanischen Union, das Handeln der Regierung Abiys für rechtmäßig und den „Konflikt“ zu einer internen Angelegenheit. Im August 2021 ernannte die AU schließlich den früheren Präsidenten von Nigeria, Olusegun Obasanjo, zum Sonderbeauftragten, um Verhandlungen auf den Weg zu bringen.

Der UN-Sicherheitsrat ist blockiert. Russland und China verweigern eine formelle Befassung, die drei nichtständigen afrikanischen Mitglieder im Sicherheitsrat vertreten unterschiedliche Positionen. Trotz aller Bemühungen von UN Generalsekretär Guterres hat es bis heute, 14 Monate nach Beginn des Kriegs, nur einige informelle Gespräche im Sicherheitsrat gegeben.

¹⁰ International Crisis Group, 2018: The United Arab Emirates in the Horn of Africa. Crisis Group Middle East Briefing No. 65, Abu Dhabi/Washington/Brussels, 6. November 2018.

¹¹ Eine Reaktion der UN auf diesen Brief ist bis heute nicht bekannt.

¹² UN OCHA, Northern Ethiopia Humanitarian Update 20-01-2022: reports.unocha.org/en/country/ethiopia

Krieg um die Deutung

Premier Abiys Formulierung, in Tigray werde eine „Operation zur Durchsetzung von Recht und Ordnung“ durchgeführt, macht bereits deutlich, dass die Regierung gleichzeitig einen Desinformationskrieg nach innen und nach außen führt. Bis heute ist eine freie und unbehinderte Berichterstattung nicht möglich. Journalist:innen, die die offizielle Erzählung nicht nacherzählen wollen, werden verhaftet oder des Landes verwiesen – wie die Korrespondentin der Agentur Reuters oder ein Team des Spiegel¹³. Reporter ohne Grenzen zählte binnen weniger Wochen nach Beginn der Operation mehr als 30 verhaftete äthiopische Journalist:innen.

Abiy bezeichnet die TPLF konsistent als „Terroristen“, „Verbrecher“ oder „Unkraut, das vernichtet werden muss“. Jedoch ist seine Formulierung so zweideutig, dass viele dies auf alle Tigrayer:innen beziehen. Auf amtliche Anweisung verloren landesweit Menschen tigrayischer Herkunft ihre Arbeit, Zehntausende wurden verhaftet. In den sozialen Medien wird der Krieg durch eine massive Hasskampagne flankiert¹⁴. Als Ergebnis ist die äthiopische Gesellschaft heute entlang ethnischer Linien tief gespalten. Diese Spaltung setzt sich auch in der Diaspora in vielen Ländern fort. Ein zivilgesellschaftliches Engagement gegen Krieg ist so unmöglich gemacht worden. Sogar internationale Einrichtungen wie der Weltkirchenrat schweigen. Einzig die Katholische Bischofskonferenz von Äthiopien rief alle Parteien auf, die Kriegshandlungen zu beenden und Gespräche aufzunehmen.

Bewertung

Der Krieg in Äthiopien ist, anders als in vielen Medien dargestellt, kein ethnischer Konflikt. Es ist ein Machtkampf innerhalb der politischen Elite, die Äthiopien seit 1991 regiert¹⁵. Die Funktionäre dieser Elite legitimieren und mobilisieren für den bedenkenlosen Einsatz von Gewalt mit Rückgriff auf ethnische Identität. Abiy Ahmed Ali hat in der EPRDF Karriere gemacht. Sein Gegner, die TPLF, war Teil der EPRDF und die dominierende Partei im Bündnis. Sie hatte maßgeblich dazu beigetragen, die föderale Ordnung in der Verfassung zu verankern. Sie hatte aber zusammen mit den anderen Mitgliedern der EPRDF auch entscheidenden Anteil daran, dass das Versprechen der Selbstverwaltung, das mit der föderalen Verfassung gegeben wurde, von Anfang an und systematisch durch eine autokratische Herrschaftspraxis unterlaufen wurde.

In dem Konflikt stoßen zwei unvereinbare gegensätzliche Vorstellungen von der Natur des Staates und dem Bild von der Gesellschaft aufeinander. Dieser Grundkonflikt durchzieht die Geschichte des modernen Äthiopien seit seiner Konstituierung 1896 unter Kaiser Menelik II. Nach dem Sturz der Militärdikta-

tur 1991 wurde die Chance vertan, diesen Grunddissens durch die Aufarbeitung der Vergangenheit in einem nationalen Dialog zu klären und eine neue gesellschaftliche Vision, die von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung getragen wird, zu entwickeln.

Die eine Vorstellung ist die einer föderalen Ordnung des Staatswesens für eine diverse, multi-kulturelle, multi-religiöse Gesellschaft. Die andere Vorstellung ist die eines zentralistischen Staats mit einer homogenen Gesellschaft, in der die Diversitäten und kulturellen Unterschiede in einer neuen gesellschaftlichen Identität aufgelöst sind.

¹³ Der Spiegel, 11.12.2020: Im Reich der Angst, [tinyurl.com/reich-angst](https://www.spiegel.de/international/afrika/ethiopia-tigray-war-against-journalists-a-1311183.html)

¹⁴ Al Jazeera, 16.2.2021: Ethiopia's Tigray conflict and the battle to control information. Warnings about deterioration of press freedom as independent journalists endure harassment, denied access to embattled northern region, [tinyurl.com/aljazeera-tigray](https://www.aljazeera.com/news/2021/02/16/ethiopia-tigray-conflict)

¹⁵ Awol Allo, 2020: Civil War in Ethiopia: Who, what, why? November 5, 2020, [eritreahub.org/civil-war-in-ethiopia-who-what-why](https://www.iritreahub.org/civil-war-in-ethiopia-who-what-why)

In seinen Reden und Büchern verwendet Abiy schwärmerisch Referenzen auf angeblich „glorreiche Zeiten“ der imperialen Vergangenheit Äthiopiens. Vertreter der föderalen Ordnung verweisen aber darauf, dass diese Zeiten nur für die Eliten und Völker der jeweiligen Kaiser oder Könige glorreich waren, keinesfalls jedoch für die von ihnen unterworfenen und ausgebeuteten Völker und Gemeinschaften.

Aussicht

Heute fordern zahlreiche Akteure der internationalen Gemeinschaft, politische und gesellschaftliche Akteure in Äthiopien und Abiy Ahmed Ali selbst einen „nationalen Dialog“. Allerdings ist bereits jetzt deutlich, dass jeder etwas anderes darunter versteht. Abiy Ahmed ließ ein Gesetz für einen nationalen Dialog verabschieden und erklärte, dass die TPLF und andere, die ihn und seine Regierung nicht anerkennen, selbstverständlich davon ausgeschlossen sind.

Äthiopische Wissenschaftler fürchten das Auseinanderbrechen des heutigen Staates Äthiopien. Sie verweisen auf Parallelen der machtpolitischen Dynamiken innerhalb der regierenden Eliten in Äthiopien zu jenen in Jugoslawien Ende der 1980er Jahre¹⁶. Zusätzlich verweisen sie auf die ungeheure Brutalität der Kriegführung,

die viele Beobachter an Ereignisse während des Völkermords in Ruanda 1994 erinnerte. Es sei schwierig, sich vorzustellen, dass die Menschen in Tigray, die dieses überlebt haben, bereit sein könnten, in einem Staat Äthiopien zu verbleiben. Das Ausscheiden Tigrays aus dem Staat Äthiopien – laut Artikel 39 der Verfassung zulässig – würde andere Bundesländer ermutigen, gleiches zu tun. Dieser Krieg, so die Sorge, könne sich als Beginn des Zerfalls des Staates Äthiopien herausstellen.

¹⁶ Immanuel Alula, 2021: Ethiopia: Thousands Dead, Millions to Follow, [tinyurl.com/alula-tigray](https://www.tinyurl.com/alula-tigray)

ÄTHIOPISCHE WISSENSCHAFTLER FÜRCHTEN DAS AUSEINANDERBRECHEN DES HEUTIGEN STAATES ÄTHIOPIEN.

Implikationen

Äthiopien ist mit 120 Millionen Einwohner:innen ein geo-strategisch und politisch bedeutsames Zentrum am Horn von Afrika. Die beachtliche wirtschaftliche Entwicklung mit Wachstumsraten von über 10 % über viele Jahre machte Äthiopien zum Hoffnungsträger und Vorbild für Afrika. Die äthiopische Regierung war 1963 Mitgründerin der Organisation für Afrikanische Einheit (OAU), der Vorläuferin der AU. Der Sitz der AU ist in Äthiopiens Hauptstadt Addis Abeba. Für die deutsche Bundesregierung war Äthiopien „Partnerland“ der Entwicklungszusammenarbeit und „Stabilitätsanker“ in einer von Instabilität gebeutelten Region: das despotische Regime in Eritrea, instabile Regierungen im Sudan und Südsudan, eine bis heute nur marginal funktionierende Regierung in Somalia. Zugleich strahlen die Instabilität in der Sahelregion, Zentralafrika und der Kongoregion auch auf das Horn von Afrika aus.

Die Hauptschifffahrtsroute zwischen Asien und Europa führt ausgerechnet hier durch das Rote Meer. Eine Implosion des Staates Äthiopien kann darum weitreichende Auswirkungen auf Europa und Asien haben. Schon die Aussicht auf einen langjährigen Krieg wie in Syrien oder im Jemen mit dem Zerstörungspotenzial von Drohnenkriegen müsste internationalen Entscheidungsträger:innen Sorgen bereiten. Erstaunt bemerkte darum UN-Generalsekretär Guterres, dass der „gegenwärtig größte Krieg auf der Welt“ in Europa kaum jemanden interessiert.

Wege aus der Krise?

Ein Weg aus der Krise setzt voraus, dass alle Parteien Kriegshandlungen uneingeschränkt und überprüfbar einstellen. Die TPLF hat ihre Bereitschaft mehrfach erklärt. Abiy verweigert eine politische Lösung unverändert. Seine Ankündigungen, Kampfhandlungen einzustellen und die Blockade des Bundeslands Tigray zu beenden, haben sich wiederholt als bloße Rhetorik erwiesen.

Solange die Regierung Abiy am Krieg als Lösung für einen politischen Konflikt festhält, kann es keine Verhandlungen und auch keinen nationalen Dialog geben. International muss konsequenter auf Verhandlungen gedrängt werden. Der Sonderbeauftragte der US-Regierung und die EU-Sonderbeauftragte, die sich in der Region sehr gut auskennt, stehen in Verbindung. Kürzlich kündigte die chinesische Regierung die Berufung eines Sonderbeauftragten an. Es ist zu hoffen – und zwingend erforderlich –, dass sich China, die USA und die Europäer auf eine gemeinsame Linie einigen. Mit der frühzeitigen einseitigen Parteinahme des Generalsekretärs der AU ist diese kein glaubwürdiger Akteur, muss aber eingebunden sein.

Die Vereinbarung eines Waffenstillstands, die Entflechtung der Truppen, die internationale Überwachung des Waffenstillstands und eine internationale Absicherung der Versorgungskorridore für Tigray und Äthiopien kann ein Zwischenschritt sein, bevor es – möglicherweise erst mit zeitlicher Verzögerung – formelle Verhandlungen für eine dauerhafte Lösung geben kann. Ein solcher Zwischenschritt kann Vertrauen bilden, das spätere Verhandlungen erleichtert.

Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit müssen unabhängig und ohne Einschränkungen gerichtsfest untersucht und Verantwortliche, die solche Handlungen angeordnet oder zugelassen haben, strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden.

Auch eine solche Aufarbeitung kann so angelegt werden, dass sie Vertrauen bildet und vielleicht einen Verbleib Tigrays im Staat ermöglicht.

Der Verhandlungsprozess für die Beendigung des Kriegs erfordert, sofern er beginnt, nachhaltige und konzertierte Unterstützung seitens der internationalen Gemeinschaft. Anders als im diplomatischen Prozedere üblich, dürfen die Verhandlungen nicht hinter verschlossenen Türen stattfinden. Nur wenn der Prozess der Verhandlung transparent und inklusiv und nicht nur auf die Gewaltakteure beschränkt ist, besteht Aussicht, dass sein Ergebnis von der überwiegenden Mehrheit der betroffenen Menschen akzeptiert und mitgetragen wird.

Diese Verhandlungen dürfen nicht verwechselt werden mit dem notwendigen „nationalen Dialog“, der den prägenden Grundkonflikt des modernen Äthiopien bearbeiten muss. Ein solcher Dialog muss in eigener Verantwortung – und organisiert von glaubwürdigen, von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung anerkannten Akteuren – durchgeführt werden. Auch hierfür wird internationale Begleitung und Unterstützung erforderlich sein. Jedoch muss es – ähnlich wie im Wahrheits- und Versöhnungsprozess in Südafrika – ein gesellschaftlich getragener inner-äthiopischer Prozess sein. ▲

Dr. Wolfgang Heinrich ist in Äthiopien geboren und aufgewachsen. Er arbeitet mit lokalen Organisationen in Krisen- und Kriegsgebieten am Horn von Afrika und in Südasien zusammen.



FRIEDENS-ETHIK

Blut an den Händen: Wenige Tage nach dem Einmarsch Russlands in die Ukraine haben Unbekannte das Denkmal zu Ehren der Sowjetarmee in Bulgariens Hauptstadt Sofia bemalt

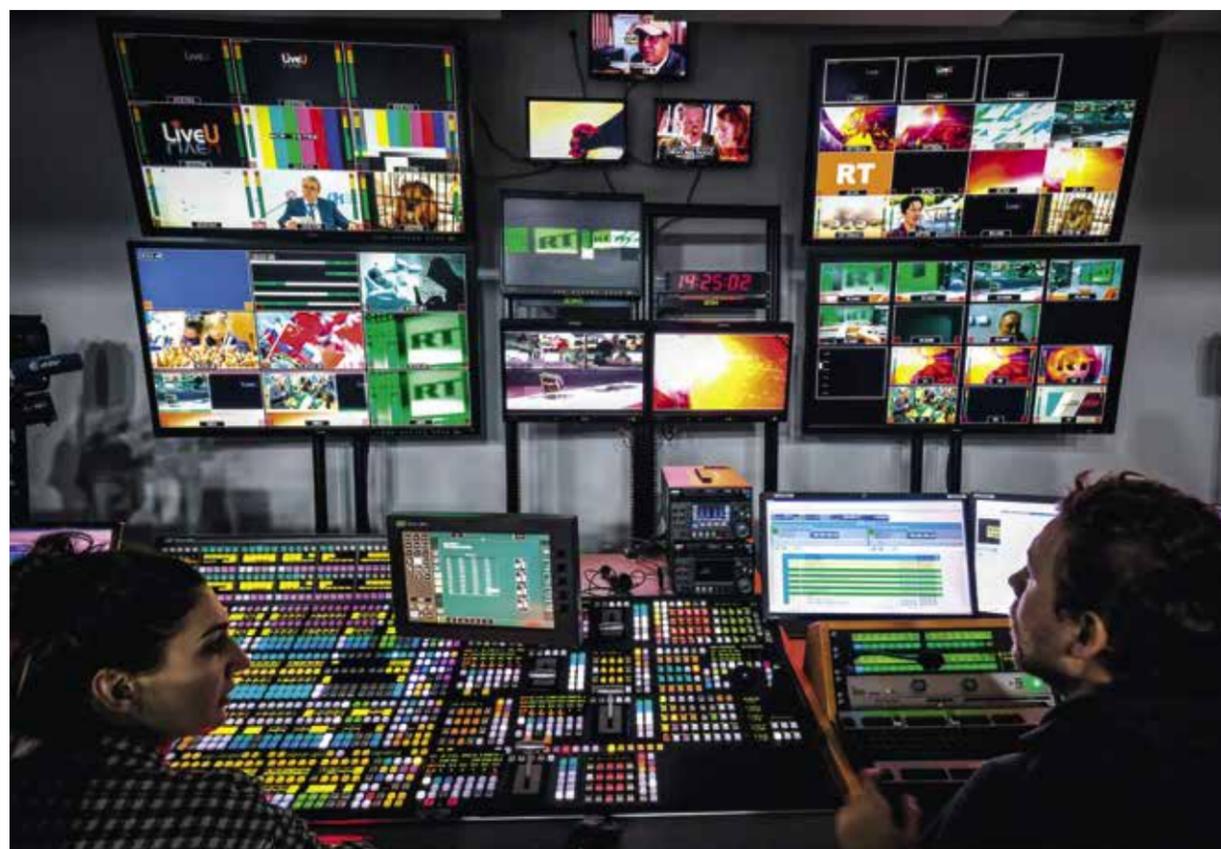


WIE VIEL WAHN WOLLEN WIR DULDEN?

**Hybride Kriegführung, offensichtliche Lügen
und die Attraktivität der Ambiguität.
Friedensethische Überlegungen anlässlich
der russischen Offensive in der Ukraine**

Von Michael Haspel

Im Auftrag und Sinn
der russischen Regierung:
Mitarbeiter des Senders RT/Russia
Today in Moskau (2018)



Von vielen Beiträgen wird die Offensive der russischen Streitkräfte in der Ukraine seit dem 24. Februar als Zeitenwende bezeichnet. In den ethischen Stellungnahmen werden vor allem die Waffenlieferungen, eine mögliche deutsche Aufrüstung und die Frage thematisiert, ob jetzt eine ganz neue (Friedens-)Ethik notwendig wäre. Keine Frage – die offene militärische Aggression gegen ein unabhängiges Land verändert die politischen Koordinaten in Europa. Allerdings besteht bei der Interpretation dieses Angriffs als völlig unerwartet und absolut neu, die Gefahr zu übersehen, dass Russland schon seit Jahren Mittel der hybriden Kriegführung einsetzt, zu der auch die Drohung mit und die Absicherung durch militärische Mittel gehört. Die eigentlichen ethischen Herausforderungen scheinen mir also eher bei der Frage zu liegen, warum diese hybride Kriegführung lange nicht als Kriegführung wahrgenommen und behandelt wurde.

Dabei überlagern sich zwei Probleme: Zum einen stellt sich im Rahmen von hybrider Kriegführung, insbesondere bei medialen Desinformationskampagnen und Maßnahmen, die zum Spektrum des *Cyberwars* gehören, die Frage, wie diese Formen der illegitimen Ausübung von Zwang normativ zu bewerten sind. Oder wie es David Whetham in einem einschlägigen Aufsatztitel formuliert: *Are we fighting yet?* Also: Ab wann ist das als Aggression zu bewerten und wie kann darauf reagiert werden?

Schon auf dieser Ebene ist deutlich, dass eine politische Kultur, die vor allem Gewalt vermeiden und wirtschaftliche Kooperationen nicht beeinträchtigen will, für solche Suggestionen anfällig ist: Dies seien alles Maßnahmen „short of war“; wobei die Besetzung der Krim und von Teilen der Ostukraine ganz eindeutig eine militärische Aggression darstellen. Bernhard Koch hat daraus die Frage entwickelt: „Hybride Ethik für hybride Kriege?“ Diese Frage ist keineswegs abschließend beantwortet. Wenn die russische Armee 2014 offen mit Kampftruppen in die Ostukraine einmarschiert wäre, wäre die Reaktion vermutlich eine andere gewesen, auch wenn Präsident Obama in seiner zweiten Amtszeit und Präsident Hollande ein Jahr nach Beginn des Mali-Einsatzes und mit sehr schlechten Umfragewerten sicher keine den Sanktionen von 2022 vergleichbare Maßnahmen hätten politisch durchsetzen können.

„Die Wahrheit ist der größte Feind des Staates“

Zum anderen ist aber die Frage, warum die westlichen Politiker:innen sich in das Lügengespinnst haben verwickeln lassen? Und dies gilt auch schon für die Zeit vor dem Amtsantritt von Präsident

Trump, der es mit der Wahrheit auch nicht immer so genau nahm. Es ist völlig klar, dass in der Politik nicht immer die Wahrheit gesagt wird, dass bewusst getäuscht wird, wie es Hannah Arendt etwa hinsichtlich des Vietnam-Krieges und der *Pentagon Papers* analysiert hat. Aber die Lügen und die Täuschung des Pentagons dienten ja dazu, die Wahrheit geheim zu halten. Die russische Strategie der letzten Jahre war jedoch offensichtlich,

**„Kein Despot muss sich
die Mühe machen,
den Westen zu täuschen,
der Westen täuscht sich
schon selbst.“**

Jagoda Marinić

Lügen über eine bekannte Wahrheit zu verbreiten, um damit Ambiguität zu erzeugen. Und dies ist hinsichtlich der propagandistischen Wirkung in Russland, aber ebenso in bestimmten Milieus in den westlichen Ländern in einem erschreckenden Maße auch gelungen.

Es ist nicht überraschend, dass in der (internationalen) Politik nicht immer die (volle) Wahrheit gesagt oder auch versucht wird, das Gegenüber über bestimmte Dinge im Unklaren zu lassen, also zu täuschen. Jedoch ist es auch hier so, dass das Ziel ist, dass dies für die Wahrheit gehalten wird. Mir scheinen in der Kommunikation der russischen Führung, insbesondere Präsident Putins, vier darüber hinaus gehende Dimensionen der offensichtlichen Lüge erkennbar zu sein (die freilich auch in anderen – tendenziell autokratischen – politischen Kontexten vorkommen oder vorkommen können).

Die erste lässt sich mit der in den sogenannten sozialen Medien fälschlicherweise Joseph Goebbels zugeschriebenen Sentenz erklären: „Wenn man eine große Lüge erzählt und sie oft genug wiederholt, dann werden die Leute sie am Ende glauben.“ Und die Bedingungen für dieses Unterfangen werden in dem – wie gesagt fälschen, aber im Internet leicht zu lokalisierenden – Zitat gleich mit angegeben: „Man kann die Lüge so lange behaupten, wie es dem Staat gelingt, die Menschen von den politischen, wirtschaftlichen und militärischen Konsequenzen der Lüge abzuschirmen. Deshalb ist es von lebenswichtiger Bedeutung für den Staat, seine gesamte Macht für die Unterdrückung abweichender Meinungen einzusetzen. Die Wahrheit ist der Todfeind der Lüge, und daher ist die Wahrheit der größte Feind des Staates.“ Das könnte man also die totalitäre Dimension der Lüge und Täuschung bezeichnen. Sie erinnert, insbesondere durch das Verbot, den Terminus Krieg zu verwenden, an *Newspeak* in George Orwells Dystopie „1984“. Dies geht insofern über „normale“ Propaganda hinaus, als eine alternative Deutung der Wirklichkeit mit Machtmitteln durchgesetzt wird.

Die zweite Dimension könnte man die tschekistische nennen (wobei sie ebenso durch jeden anderen Sicherheitsapparat eines autoritären Regimes angewendet werden kann). Auch sie beruht auf einem Machtgefälle. Durch willkürliche Behauptungen, Unter-

stellungen, Täuschungen, Falschangaben sollen Gegner:innen verwirrt, eingeschüchtert und gebrochen werden. Dann ist aber keine Grundlage für Verhandlungen „auf Augenhöhe“ mehr vorhanden.

Der narzisstische Blick

In vielen Fällen, wie wohl auch bei Präsident Putin, kommt die narzisstische Dimension hinzu, die eng mit der ideologischen verbunden ist. Forscher an der Kennedy School of Government haben schon 2006 den Typus des *Narcissistic Leadership* beschrieben. Der Jenaer Psychosomatiker Karl-Jürgen Bär erläutert dies folgendermaßen: „Das eigentliche Problem narzisstischer Führungspersönlichkeiten liegt in der Abgeschlossenheit des Denkens: Es folgt einer vorgegebenen Logik, wonach nur das von Relevanz ist, was dem narzisstischen Blick gefällt. Alles andere wird aus der Wahrnehmung ausgeblendet oder abgestempelt. Diese Haltung überträgt sich auch auf Gefolgschaft und Mitarbeiter: Sie lehnen es ab, mit unbequemen Vernunft- oder Sachwahrheiten umzugehen oder diese über mühevollen Lernprozesse in den Alltag zu integrieren.“ Die Weigerung der russischen Führung anzuerkennen, dass Russland nun eine Regionalmacht ist, deren Bruttosozialprodukt geringer als das von Texas ist, ist hierfür ein Beispiel.

Dies geht im Falle Putins offensichtlich mit kruden ideologischen Konstrukten einher. Auch wenn die pan-russisch-orthodoxe Ideologie und die zaristisch imperiale Orientierung nicht spannungsfrei sind, eint sie ihr expansiver nationalistischer antiwestlicher Impetus.

Hinsichtlich aller vier Dimensionen wird jeweils offensichtlich gelogen. Es geht also nicht darum, dem Gegenüber etwas zu verheimlichen oder ihm etwas Plausibles vorzumachen, sondern in der Kommunikation mit den Ländern und Politiker:innen des Westens haben die Vertreter Russlands grundlegend und offensichtlich falsche Dinge behauptet und beansprucht, in der Kenntnis, dass die Kommunikationspartner:innen wissen, dass es gelogen ist. Dies ist auch nicht heimlich passiert, sondern Präsident Putin hat das weitere Vorgehen in seiner Rede auf der Münchner

Sicherheitskonferenz 2007 offen dargelegt. Genauso klar, wie die Aufklärung der westlichen, insbesondere amerikanischen Dienste seit Monaten die Vorbereitung einer Offensive in der Ukraine ziemlich präzise vorhersagte. Warum haben also viele westliche Politiker:innen, aber auch weite Teile der Zivilgesellschaften die offensichtlichen Lügen Putins hingenommen, obwohl in zahlreichen politischen Analysen davor gewarnt wurde?

Zwei Aspekte kann man wohl zur Abmilderung einwenden. Zum einen ist es sicher so, dass nach der Finanzkrise 2008 die Bereitschaft, die Krise mit Sanktionen gegen Russland zu verschärfen, verständlicher Weise gering war. 2014 wäre wohl keine so geschlossene Haltung wie derzeit wahrscheinlich gewesen und die Ukraine war militärisch weit weniger potent als heute. Insofern wäre es gar nicht so falsch, Minsk mit München zu vergleichen. Die neuere Forschung sieht im Münchner Abkommen ja auch eher ein kluges Hinauszögern eines militärischen Konflikts, da die Westmächte abgerüstet hatten und – wie man heute sagt – „blank“ gewesen wären.

Zum anderen ist psychologisch einsichtig, dass es angenehmer war, den russischen Surrogaten zu glauben oder zumindest die Ambiguität nicht aufzulösen. Man sah die eindeutigen Vorbereitungen auf eine massive Offensive in einem Krieg, der bereits seit acht Jahren währte, und wollte doch glauben, dass es keinen Angriff geben wird, weil dies besser in die eigene, gewünschte Wirklichkeitsdeutung passte. Psychologisch spricht man von Verdrängung.

Aber spätestens mit der Verlegung von Truppen an die ukrainische Grenze, insbesondere auch nach Weißrussland – von wo ja auch ein Vorstoß zum Kaliningrader Gebiet denkbar gewesen wäre – also bereits im Frühjahr 2021, wurde unabweisbar, dass die russische Führung offensichtlich lügt.

Welche Reaktion ist richtig?

Hybride Kriegführung und offensichtliche Lüge überlagern sich dabei. In operativer Perspektive ergeben sich die Fragen, wie



Apl. Prof. Dr. Michael Haspel

lehrt Systematische Theologie am Martin-Luther-Institut der Universität Erfurt und an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

hybride Angriffe entdeckt und abgewehrt werden können, ebenso wie offensichtliche Lügen erkannt und mit ihnen kommunikativ umgegangen werden kann. Da gibt es ja unterschiedliche Strate-

gien: Konfrontation oder Kollaboration. In einer früheren Zeit, als ich noch als Krankenpflegehelfer arbeitete, gab es eine Klientin, die fest davon überzeugt war, mit einem Prinzen verheiratet zu sein. Die berufs- und lebenserfahrene Schwester Margarete sagte mir auf meine verwunderte Nachfrage, nach heutigem Empfinden nicht gendgerecht: „Wer wünscht sich denn nicht, mit einem Prinzen verheiratet zu sein?“ Die Stationsleiterin sagte es etwas fachlicher: „Man muss mit dem Wahn gehen.“ Das hat sich damals auch bewährt. Aber diese und andere Klient:innen mit Wahnvorstellungen verfügten nicht über ein vergleichbares Waffenarsenal wie die russische Führung.

Daraus ergibt sich die normative, ethische Frage: Wann macht man sich durch Dulden von offensichtlichen Lügen der Kollaboration und Ko-Konstruktion von gewaltbegründenden Wirklichkeitskonstruktionen schuldig? Sowohl die Bewertung der hybriden Kriegführung als auch die ethische Frage des Umgangs mit offensichtlicher Lüge haben durch den Ukraine-Krieg eine neue Qualität bekommen, die möglicherweise in Zukunft sogar weniger für den Umgang mit Russland als etwa mit China relevant werden kann. ▲

INTERVENTIONEN BEWIRKEN ETWAS IM EINSATZLAND – UND ZU HAUSE



Überlegungen zur Messung des Erfolgs bei internationalen Einsätzen

Von Predrag Jureković



Dr. Predrag Jureković
ist Leiter des Referats
Konfliktanalyse im Institut
für Friedenssicherung und
Konfliktmanagement der
Landesverteidigungs-
akademie in Wien.

Der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine hat zu einer sicherheitspolitischen Zeitenwende in Europa geführt und wird auch auf globalem Niveau sehr wahrscheinlich gravierende Auswirkungen auf das internationale System des Multilateralismus und der Kooperation in Konfliktfragen haben. Wie weitreichend diese sicherheitspolitischen Veränderungen tatsächlich sein werden, ließ sich Anfang März, als dieser Beitrag geschrieben wurde, im Lichte

der anhaltenden russischen Angriffe gegen die Ukraine und der sich vertiefenden Spaltung zwischen Russland und dem Westen noch nicht exakt beurteilen. Es ist aber anzunehmen, dass auch internationale Operationen des Konfliktmanagements, die von Mandaten des VN-Sicherheitsrates abhängen, sehr stark vom Paradigmenwechsel im internationalen System betroffen sein werden.

Trotz vieler Unklarheiten kann davon ausgegangen werden, dass westliche Akteure auch weiterhin ein außenpolitisches Interesse daran haben sollten, Konflikte in Nachbarregionen durch Friedens- und Stabilisierungsmissionen positiv zu beeinflussen. Alles andere wäre eine isolationistische Politik, die darauf verzichten würde, bei regionalen und globalen Krisen – auch im eigenen Sicherheitsinteresse und wegen humanitärer Prinzipien – proaktiv zu handeln.

Ausgehend von dieser Grundannahme, erscheint es sinnvoll, über Kriterien für den Erfolg oder Misserfolg von internationalen Interventionen nachzudenken. Einige generelle Überlegungen dazu werden in der Folge präsentiert. Sie leiten sich von einem Forschungsprojekt des Instituts für Friedenssicherung und Konfliktmanagement (IFK) der österreichischen Landesverteidigungsakademie ab, an dem der Autor mitgearbeitet hat und dessen Ergebnisse 2019 im Rahmen einer umfassenden Studie veröffentlicht wurden.

Unterschiedliche Analyse-Dimensionen und Einsatzszenarien

Innovative methodische Wege zur „Messung“ des Erfolges internationaler Interventionen sollten neben der zentralen Analyse-Dimension „Einsatzraum“ / „Zielgebiet“ und den

dafür operationalisierten Indikatoren die wissenschaftlich oft vernachlässigten Dimensionen „Internationale Organisation“ und „Entsendestaat“ miteinbeziehen. Im Mittelpunkt der Analyse stehen zwar eindeutig die konkreten Auswirkungen der Intervention auf das Konfliktgebiet, z. B. ihre Auswirkungen auf die Sicherheitslage und die humanitäre Situation. Beteiligungen an internationalen Missionen haben aber auch stets Rückwirkungen auf den Entsendestaat und die internationale Organisation, in deren Rahmen sich der staatliche Akteur an der Mission beteiligt. Deshalb scheint es im Rahmen der Gesamtbeurteilung einer Mission auch notwendig zu sein, Indikatoren für diese beiden wichtigen Beurteilungskontexte zu operationalisieren.

Die auf den „Einsatzraum“ bezogenen Indikatoren können sich je nach Einsatzszenario durchaus stärker voneinander unterscheiden. Demgegenüber haben die Fallstudien des IFK-Projekts gezeigt, dass die Kategorien der Indikatoren, die sich auf die Analyse-Dimensionen „Internationale Organisation“ und „Entsendestaat“ beziehen, auch bei unterschiedlichen Einsatzszenarien sehr homogen bleiben. So spielen – unabhängig vom Einsatzszenario – für die Erfolgsbeurteilung im Kontext der „Internationalen Organisation“ vor allem folgende Kategorien eine wichtige Rolle: die Kooperation mit anderen internationalen Organisationen im „Einsatzraum“, die innere Kohärenz der beteiligten internationalen Organisation, ihre Weiterentwicklung und Bedeutungsveränderung im internationalen System als Folge der Missionsbeteiligung



OSZE-Mission in Georgien:
Der Autor untersucht mit Institutskollegen in Fallstudien diese und viele weitere Missionen

und die Eindeutigkeit der völkerrechtlichen Grundlage.

Letzteres ist auch für die Beurteilung des Erfolges im Kontext der Beteiligung des „Entsendestaates“ von essenzieller Bedeutung. Andere wichtige Kategorien sind die Übereinstimmung der Missionsbeteiligung mit der Gesamtstrategie und den staatlichen Zielen des „Entsendestaates“ sowie die Auswirkungen auf das Kapazitäten-Ressourcenmanagement und die Einsatzorganisation. Von Relevanz sind in fast allen Interventionsszenarien auch die Auswirkungen auf die internationale Stellung des „Entsendestaates“ sowie politische, humanitäre, volkswirtschaftliche und sicherheitspolitische Rückwirkungen auf diesen.

Im Beurteilungskontext „Einsatzraum“ / „Zielgebiet“ unterscheiden sich die Kategorien für die Indikatoren je nach Konflikt- bzw. Einsatzszenario teilweise sehr stark voneinander. Da es sich um unterschiedliche Konfliktgegenstände und Einsatzziele handelt, bestehen unterschiedliche Herausforderungen für das internationale Konfliktmanagement vor Ort.

Das Ambitionsniveau von Interventionsakteuren und damit auch die Erfolgskriterien unterscheiden sich bei so divergenten Einsatzszenarien wie z. B. „Aktivitäten von terroristischen Vereinigungen“ und „externe Konsolidierungsmaßnahmen in Postkriegssituationen“ natürlich sehr deutlich.

Nutzen für den gesamtstaatlichen Entscheidungsprozess

Analyse-Tools, wie das in diesem Beitrag angesprochene, die auf unterschiedliche Einsatzszenarien abgestimmte Indikatoren beinhalten, können in unterschiedlichen Phasen eine wichtige analytische Entscheidungshilfe sein. Im Stadium der Entscheidung über eine Missionsbeteiligung können sie bei der Frage unterstützen, ob ein solcher Schritt einen sinnvollen Beitrag zur internationalen Sicherheit darstellt. Im Zuge der laufenden Mission können Schwachstellen der bisherigen

Missionsbeteiligung festgestellt werden. Nach Beendigung der Missionsbeteiligung kann damit ein umfassender Lessons-Learned-Prozess durchgeführt werden, der sowohl die Erfolge / Schwächen im Kontext des Einsatzraumes als auch die Kooperation der involvierten internationalen Organisationen und die Voraussetzungen im Entsendestaat umfasst. ▲



Dr. Predrag Jureković und Walter Feichtinger (Hg.): **Erfolg oder Misserfolg von internationalen Interventionen**. Innovative Messmethoden und Fallstudien (Schriftenreihe der Landesverteidigungsakademie), Wien 2019. Verfügbar im Internet: tinyurl.com/jurekovic-fallstudien

INNERE FÜHRUNG

Soldaten nach der Evakuierungsmission in Kabul bei ihrer Ankunft am 27. August 2021 auf dem Flughafen in Wunstorf (o.); Marcus Grotian, Offizier und Vorsitzender des Patenschaftsnetzwerks Afghanische Ortskräfte, setzt sich für ehemalige Helfer der Bundeswehr ein (u.)





Ein Bestatter holt die Leiche eines Covid-Patienten in einem Außenbezirk von Lissabon ab. Portugal wurde 2021 besonders hart von der Pandemie getroffen

„MIT DIESER OHNMACHT UMZUGEHEN, IST SCHWER“

Oberfeldarzt Harald Berling vom Bundeswehrkrankenhaus Hamburg über den Pandemie-Einsatz in Deutschland und Portugal, Triage und den Kontakt zu Impfverweigerern

Interview: Michael Rohde

Herr Berling, danke für Ihre Bereitschaft, ein Interview mit uns zu führen. Covid-19 scheint gerade beherrschbarer zu werden. Sie waren im Bundeswehrkrankenhaus Hamburg in der Zeit für die Leitung der Covid-19-Station verantwortlich, als die Situation mehr als unübersichtlich und für viele beängstigend war. Was hat Sie am meisten bewegt?

Gerade in der ersten Welle, als noch vieles unklar und unsicher war, keine etablierten Therapien vorhanden waren, es viel Angst vor den Folgen und auch wenig Schutz gab, hat man eine Bereitschaft gesehen, die Situation gemeinsam zu meistern. Über die Grenzen der eigenen Abteilung gab es Absprachen, man hat sich gegenseitig unterstützt und ist zusammen an den Aufgaben gewachsen. Und man hat dies auch über das Krankenhaus hinaus gesehen: Es gab keine großen Diskussionen über den Lockdown; Nachbarschaftshilfen haben sich etabliert, es wurden Hilfsprojekte gestartet, ... dieses Gemeinschaftsgefühl fand ich in unsrer doch sehr egoistischen Welt schon erstaunlich. Dies hat aber leider mit der Zeit auch sehr schnell nachgelassen und man hat doch eher die eigenen Interessen wieder in den Vordergrund gerückt.

Welches waren die größten Herausforderungen für Sie, Ihre ärztlichen Kolleg*innen und die Mitarbeiter*innen der Pflege?

Über die gesamte Zeit würde ich die dauerhafte Belastung durch die Schutzmaßnahmen als Herausforderung sehen. Wir sind jetzt seit zwei Jahren in einer pandemischen Phase; das ist über die Dauer sehr zermürbend. Am Anfang war es eher der Umgang mit der Hilflosigkeit: Viele ältere Patienten auf der peripheren Station haben einen Intensivaufenthalt (mit Intubation) abgelehnt und sind dann bei uns gestorben. Auf der Intensivstation sind ebenfalls viele Patienten trotz aller Maßnahmen gestorben – mit dieser Ohnmacht umzugehen, ist schwer. Auf unserer peripheren Covid-Station hatte ich zu Beginn viele junge Ärzte, die gerade mit dem Studium fertig geworden waren und jetzt endlich als Arzt tätig sein konnten – und dann kommt man auf eine Station, wo zu Beginn fast jeder zweite Patient gestorben ist – das war hart und hat diese Kolleg*innen sehr

geprägt. Aber trotzdem haben sich von diesen Kollegen viele gemeldet, als es nach Portugal ging, und hätten diesen Einsatz auch mitgemacht.

Beschreiben Sie bitte den Moment, in dem Sie sich am meisten aufgeregt haben!

Da gab es tatsächlich einige, aber allen gemein war eigentlich die Tatsache, dass man eigene Interessen durchsetzen wollte und dabei Fakten und Hinweise aus den Kliniken, von Leuten, die sich damit auskennen, einfach ignoriert hat. Als Beispiele sind da die Aufhebung von Eindämmungsmaßnahmen (sowohl in der Klinik als auch bundesweit) oder die leidige Diskussion mit Impfverweigerern zu nennen. Bei Letzteren spielt dann noch die Tatsache mit, dass, wenn sie dann doch erkranken sollten, aber bitte auch die gesamte Bandbreite der Medizin ihnen zur Verfügung stehen soll.

Gab es auch Glücksmomente?

Natürlich: Immer, wenn ein Patient, der einen schweren Verlauf hatte, wieder nach Hause konnte. Und während des Einsatzes in Portugal An-

fang 2021 war die Dankbarkeit der Bevölkerung spürbar und hat sehr gut getan. Wenn wir morgens oder zum Schichtwechsel aus dem Hotel ins Krankenhaus gefahren sind, haben sich Leute auf der Straße bedankt. Man hat uns oft gefragt, ob dieser Beitrag, den wir in Portugal geleistet haben, überhaupt sinnvoll war. Wir haben dort insgesamt „nur“ 16 Patienten auf der Intensivstation behandelt, aber eine Kollegin aus Portugal meinte dann sehr treffend: Ohne uns hätten diese 16 Patienten keine Chance zum Überleben gehabt, da alle Betten belegt waren. Und allein die Tatsache, dass Deutschland diese Hilfe geleistet hat, hat bei den Portugiesen großen Eindruck hinterlassen. Neulich meldete sich dann noch eine Angehörige einer unserer Patientinnen aus Lissabon, dass ihre Mutter mittlerweile wieder zu Hause sei und sich gut erholt – dies war noch mal so ein Moment, wo man weiß, wofür man arbeitet.

Glücklicherweise war eine Triage von Covid-19-Fällen im Bundeswehrkrankenhaus Hamburg nicht nötig. Welche ethischen Herausforderungen hätten dominiert?

Die Herausforderung wäre gewesen zu entscheiden, wer die Therapieoptionen bekommt. Und diese Entscheidung sollte unter medizinischen und nachvollziehbaren Gesichtspunkten gefällt werden, was auch bedeutet hätte, dass z. B. ein junger Patient aufgrund der Schwere der Erkrankung abgelehnt, aber ein deutlich älterer Patient die Therapie bekommen hätte. Wenn es nur nach Zahlen und Laborwerten geht, dann klingt das einfach, aber wenn noch andere Faktoren – z. B. junger Familienvater – dazukommen, dann wird es schwierig. Diese Entscheidung, wer von einer Therapie mehr profitiert, wer die besten Chancen hat, wer diese Therapiemöglichkeit nicht bekommt – das ist das Kernproblem. Insbesondere die Konsequenzen für den Patienten, dem diese Option nicht zur Verfügung gestellt werden kann, sind belastend. Und auch, ob diese Entscheidung „richtig“ ist, das heißt, der Patient auch wirklich davon profitiert und nicht trotz der Therapie stirbt, darf nicht vergessen werden. Die Entscheidung darüber wäre im Bundeswehrkrankenhaus Hamburg im Team mit verschiedenen Fachrichtungen getroffen worden, was es aber im Endeffekt nicht leichter gemacht hätte.

Die Kollegen, die in Italien oder Rumänien die Patienten ausgewählt haben, die zur Therapie nach Deutschland gebracht wurden, standen vor ähnlichen Problemen. Aber bei aller Diskussion in den Medien ist das Thema in der Medizin nicht neu – es wäre nur aufgrund der fehlenden Kapazitäten in den Kliniken ein Problem geworden. Als in Sachsen und Bayern die Zahlen explodiert sind, konnte man noch bundesweit nach dem Kleeblatt-Prinzip ausweichen – wir haben selbst eine Patientin aus Bayern übernommen. In den Kliniken mit Hotspots, also mit hohen Fallzahlen, war das Thema Triage und Einschränkungen von Therapieoptionen durchaus vorhanden. Wir sind im Norden glücklicherweise verschont geblieben und konnten aus anderen Bereichen noch Patienten aufnehmen.

Welche Reaktionen haben die Besuchsverbote für Angehörige ausgelöst? Wie haben Sie und Ihr Team reagiert?

Das Besuchsverbot war aufgrund der Infektionslage leider unumgänglich, um Patienten und das Team zu schützen. Es gab aber immer die Möglichkeit, im Einzelfall einen Besuch zu erlauben, zudem wurde auf den Stationen die Nutzung von Video-Gesprächen möglich gemacht. Wir haben viel mit den Patienten und den Angehörigen kommuniziert und sind auch überwiegend auf Verständnis gestoßen. Und wir haben auch Dinge möglich gemacht, die – sagen wir mal – eher ungewöhnlich waren: Als eine Patientin nicht wegen, aber mit Covid im Sterben lag, wollte ihr ebenfalls positiver Ehemann



Eine Pflegerin verabschiedet sich von einer Corona-Patientin in einem improvisierten Lazarett an der Algarve (oben); das Bundeswehrkrankenhaus in Hamburg (unten)



Oberfeldarzt Dr. Harald Anton Berling ist Internist und Oberarzt am Bundeswehrkrankenhaus Hamburg.

„Die Entscheidung, wer von einer Therapie mehr profitiert, wer die besten Chancen hat, wer diese Therapiemöglichkeit nicht bekommt – das ist das Kernproblem.“

die letzte Zeit noch mit ihr verbringen. Eine Entlassung war nicht möglich, sodass wir beide auf unserer Station in einem Zimmer untergebracht haben und ihnen so noch etwas gemeinsame Zeit verschafft haben. Dies wird auch in „normalen“ Zeiten ermöglicht, aber unter Covid-Bedingungen müssen da viele Bereiche mitmachen, um das zu ermöglichen – und es hat funktioniert.

Welche Unterstützung im psychosozialen Bereich haben Sie mit Ihrem Team erfahren und was hat gefehlt?

Sowohl die Seelsorge als auch das Team des Zentrums für Seelische Gesundheit haben sich seit dem Beginn der Covid-Pandemie um einen direkten Kontakt mit den Stationen und auch mit den Patienten gekümmert. Und sie waren und sind auch ständiges Mitglied der Krankenhauseinsatzleitung, wo es dann auch regelmäßig für die Führung Rückmeldungen und Empfehlungen aus diesem wichtigen Bereich gibt. Ich weiß von Kollegen, die diese Fürsorge, sei es durch Gespräche oder auch nur den regelmäßigen Besuch auf der Station, sehr aufbauend und auch für die weitere Motivation wichtig fanden.

Mit Ihrer Erfahrung von Leid, Einsamkeit und Tod durch Covid-19: Was sagen Sie Menschen, die sich aus innerer Überzeugung nicht impfen lassen wollen?

Was soll man diesen Leuten sagen? Es ist eine individuelle Entscheidung, die man akzeptieren muss. Es bringt wenig, diese innere Überzeugung aufzubrechen – es funktioniert auch mit Fakten, Fallbeispielen, Drohungen nicht. Wenn man sich

dann die verschiedenen Erklärungsmodelle anhört, zweifelt man schon ab und zu am Mythos des aufgeklärten Menschen. Man sollte versuchen, dass diese „innere Überzeugung“ nicht unreflektiert auf andere übergreift – das macht meines Erachtens mehr Sinn. Es gibt unzählige Studien, die zeigen, dass die Impfung vor einem schweren Verlauf und Tod schützt – sie schützt nicht vor einer Infektion, die dann aber in der Regel harmloser verläuft. Das Problem sehe ich dann eher auf ethischer Ebene, wenn im Falle einer Erkrankung alle anderen Maßnahmen gefordert werden – die sie ja auch bekommen, aber moralisch ist man da schon angefasst und die Empathie lässt nach. Das ist eine Form von Egoismus, die ich persönlich ablehne und die ich neben allen verständlichen Ängsten und Zweifeln nicht teile. Man darf aber auch nicht vergessen, dass diese Impfverweigerer zum Glück in der Minderheit sind – auch wenn sie als kleine Gruppe sehr viel Lärm machen. Mittlerweile sind drei Viertel der Bevölkerung zweifach geimpft, und dies ist auch der Grund, weshalb diese vierte Welle trotz der hohen Zahlen relativ glimpflich verläuft.

Herr Berling, ich danke Ihnen für das Gespräch. ▲

KEIN EINZELNER WERT IST ABSOLUT

Am „Tag der Werte“ im Heer wurde deutlich, dass nicht ein für alle Mal gültiges Wertekonzept, sondern die gemeinschaftliche Debatte und das Gespräch über Theorie und Praxis ihrer Anwendung Ausweis lebendiger innerer Führung sind

Von Jobst Reller

Das Offizierskorps der Panzerlehrbrigade 9 „Niedersachsen“ in Munster gestaltete den „Tag der Werte“ so, dass General Dr. Christian Freuding den zuständigen Regionalbischof der ev.-luth. Landeskirche Hannovers, Herrn Dr. Stephan Schaede aus Lüneburg einlud. Am ersten Tag hatte Dr. Schaede Gelegenheit, den Soldaten bei ihrer Übung auf dem Truppenübungsplatz Bergen jeweils an verschiedenen Stationen zuzuschauen. Themen waren das „Verteidigungsschießen einer Gruppe“, „der Kampf von Panzergrenadieren um eine Sperre“, ein Schießen von Kampfpanzern im Gefecht, aber auch Ausbilden und Führen bei Nacht.

Manches dürfte Dr. Schaede bekannt vorgekommen sein, weil er selbst einmal als Wehrpflichtiger gedient hat, vieles auch nicht. Immerhin ist die Bundeswehr mit großen Standorten in Lüneburg, Munster, Faßberg, Bergen und Celle militärisch und zivil einer der größten Arbeitgeber im kirchlichen Aufsichtsbezirk von Dr.

Schaede, im Sprengel Lüneburg. Ungewöhnlich war dieser Einblick für einen leitenden evangelischen Geistlichen in die tägliche Arbeit von Soldaten – und zwar „am scharfen Ende des Berufes“ – ganz gewiss.

Ausklang am Abend und Übernachtung fanden beim Stab der Brigade im Truppenlager statt, wo sicher auch noch für manches informelle Gespräch Raum war. Der nächste Morgen begann mit einem Feldgottesdienst, an dem die zuständigen Militärpfarrer aus Munster Georg Ischler (kath.) und Dr. Jobst Reller (ev.) beteiligt waren. Das Thema des Gottesdienstes ergab sich aus der Lesung aus Mk 8,31–38 für den folgenden, ersten Sonntag in der Fastenzeit. „Was ist uns etwas wert und wofür sind wir bereit, am Ende auch unser Leben einzusetzen?“ Viele Ehrenmaler für Gefallene in Kirchengemeinden vergleichen immer noch den Tod im Krieg mit der Lebenshingabe Jesu im genannten Evangelium, auch wenn dies nach dem Zweiten Weltkrieg als Missbrauch erkannt wurde. Die evangelische Militärseelsorge in der Bundeswehr, evangelische Soldaten, aber auch die Bundesrepublik selbst erkannten von Anfang an den Primat des Friedens für allen soldatischen Einsatz in der Bundeswehr.

Im Anschluss führte Dr. Schaede mit dem Stab ein dreistündiges Lebenskundliches Seminar durch. Als früherer Direktor der evangelischen Akademie Loccum mit Fragen politischer Ethik vielfältig befasst, erarbeitete er Gesichtspunkte für eine auf Werten basierte Ethik, für den Umgang mit einem „soldatischen Wertekompass“. Ein

lebhaftes Gespräch in Kleingruppen fragte zunächst nach dem Wertewandel in der eigenen Berufsbiografie, dann nach der eigenen gegenwärtigen Wertehierarchie. Der Begriff „Freiheit“ führte das Ranking an, gefolgt vom Begriff „Gerechtigkeit“. Am Begriff „Frieden“ wie an anderen Werten ließ sich durchdeklinieren, dass keiner dieser Werte für sich absolut zu setzen ist. Radikaler Pazifismus kann Schwache und Opfer in Situationen von Machtmissbrauch und Krieg nicht schützen. Um es mit Martin Luther zu sagen, kann um des „großen Friedens“ willen „kleiner Unfriede“, der Einsatz militärischer Mittel zur Verteidigung, nötig sein. Auf die Spitze getriebene „Freiheit“ würde als Anarchie die Schwachen sich selbst und der Willkür anderer überlassen.

Aus der Runde wurden dienstliche Dilemmasituationen benannt. Aus unterschiedlichen Perspektiven wurde der Einsatz von Waffen mit tödlichen Folgen für Gegner durchdacht. Die Wahl des Soldatenberufs zwingt dazu, sich diesem Fall zu stellen – auch wenn die Hoffnung leitend ist, dass dieser Fall nie eintritt und im Voraus die Rechtmäßigkeit des eigenen Einsatzes geklärt ist. Die Verantwortung für das eigene Handeln muss gegebenenfalls der Einzelne tragen, was immer möglicherweise an posttraumatischen Belastungen oder auch Schuldvorwürfen folgt. Eine Unternehmensphilosophie der Bundeswehr braucht notwendig auch eine Kultur des Umgangs mit Fehlern und mit Schuld.

Menschliches Verhalten lässt sich in bestimmten Situationen nicht vorweg planen

Der „Tag der Werte“ begann mit einem Feldgottesdienst, gefolgt von Gesprächen und Seminaren. Offiziere des Stabes pflegten alte Grabsteine auf dem Kriegsgräberfriedhof in Bergen-Belsen



oder absichern, sondern muss situativ entschieden und verantwortet werden. Selbstverständlich geben Werte Orientierung, die sich aus dem Art. 1 des Grundgesetzes zur Unantastbarkeit der Menschenwürde oder den Grundrechten und -freiheiten der Menschen oder aber auch jüdisch-christlich aus den Zehn Geboten ergeben. Dennoch wollen diese Werte je und je neu abgewogen und in die Waagschale der Entscheidung geworfen werden. Einfacher lässt sich Verantwortung nicht leben. Die Gefahr, bei besten Absichten moralisch oder auch rechtlich schuldig zu werden, lässt sich nicht prinzipiell ausschließen, aber im christlichen Glauben auch tragen.

Seinen Abschluss fand der Tag bei einem praktischen Arbeitseinsatz des Stabs der Brigade, bei dem die Gräber und das Gelände auf dem ehemaligen sowjetischen Kriegsgräberfriedhof in Bergen Lohheide gepflegt wurden. Circa 2000 sowjetische Soldaten, Russen, Ukrainer, Armenier, Kasachen und viele mehr, fanden im Kriegsgefangenenlager Bergen Belsen von 1941 an den Tod, bevor das Lager 1943 zu

einem Konzentrationslager wurde. Die unermüdliche Arbeit von Realschulklassen hat einem Teil dieser Soldaten auf Täfelchen ihre Namen und damit Menschenwürde zurückgegeben. Viele wurden anonym bestattet. Am „Tag der Werte“ wurden Werte als praktische Tugenden bewährt und gelebt.

Alle Einheiten der Brigade waren aufgerufen, in ähnlicher Weise den „Tag der Werte“ für sich zu gestalten. Der Stabszug der Brigade nahm sich u. a. der Kriegsgräberstätte und des Geländes des Waldfriedhofs an.

Es ist sehr zu hoffen, dass die von Generalinspekteur Eberhard Zorn initiierte Formulierung eines „Wertekompass“ und die Benennung von Werten für den soldatischen Dienst die Theorie und Praxis ethischer und lebenskundlicher Bildung neu herausfordern. Nicht ein für alle Mal gültiges absolutes Wertekonzept, sondern die gemeinschaftliche Debatte und das Gespräch über Theorie und Praxis ihrer Anwendung sind der Ausweis lebendiger innerer Führung. ▲



Militärpfarrer Dr. Jobst Reller

leitet das Evangelische Militärpfarramt Munster II.



Krisenerprobte: Gesundheitsminister Karl Lauterbach im Austausch mit Generalmajor Carsten Breuer, dem Leiter des Covid-Krisenstabs von Bund und Ländern, während einer Kabinettsitzung im Kanzleramt

DIE NÄCHSTE KRISE LÖST EIN GENERAL!

In Deutschland vielleicht noch ungewöhnlich, bei den internationalen Partnern selbstverständlich: Militärische Krisenmanager sind auch im Zivilen gefragt

Von Reinhold Robbe

Es kam schon einem politischen Paukenschlag gleich, als der soeben im Deutschen Bundestag vereidigte neue Bundeskanzler Olaf Scholz Generalmajor Carsten Breuer zum Leiter des Krisenstabes für die Bekämpfung der Corona-Pandemie ernannte. Dabei war es eigentlich nichts Neues, dass ein Bundeswehrexperte in führender Position der Bundesregierung in der Pandemie-Bekämpfung zur Seite stand. Bereits im Kabinett von Bundeskanzlerin Angela Merkel unterstützte Generalstabsarzt Hans-Ulrich Holtherm als

Abteilungsleiter den damaligen Gesundheitsminister Jens Spahn in der Krisenbewältigung. Von dieser Personalie hatte jedoch außerhalb der politischen Community kaum jemand Notiz genommen.

Erfahren in Katastrophen und Krisen

Die Ernennung von General Breuer hatte auch von den journalistischen Insidern kaum jemand „auf seinem Zettel“ stehen. Bundeskanzler Scholz gelang mit der Berufung von General Breuer ein Coup, der nicht unbedingt vom Chef einer

Links-Mitte-Regierung erwartet worden wäre. Und obwohl sich Olaf Scholz nicht sicher sein konnte, ob die Berufung eines leibhaftigen Generals auf den wichtigen Leitungsposten des Kanzleramts-Krisenstabes nur Zustimmung auslösen würde, entschied er sich ganz bewusst für diese militärische Option.

Heute wissen wir, wie positiv die Öffentlichkeit auf die Berufung von General Breuer reagierte. Abgesehen von wenigen ideologisch verorteten Pazifisten gab es durchweg eine große Zustimmung zu dieser Personalie. Und diese zustimmende Resonanz hat sicher ursächlich mit der unaufgeregten und menschlich angenehmen Art von Carsten Breuer zu tun, der bereits bei früheren nationalen Krisen und Naturkatastrophen seine Professionalität und Kompetenz einem breiten Publikum unter Beweis stellte. Erinnerung sei nur an die Hochwasserflut im vergangenen Jahr, die großflächigen Waldbrände oder auch die Steuerung des Einsatzes von 20000 Soldatinnen und Soldaten zur Unterstützung von örtlichen Gesundheitsbehörden bei der Corona-Bekämpfung. Bei allen diesen Einsätzen, die bekanntlich nicht zum Kerngeschäft der Bundeswehr zählen, zeichnete sich der Zwei-Sterne-General in vielfacher Weise als exzellenter Krisenmanager aus. Und das war offensicht-

lich für den Bundeskanzler der Grund dafür, einen General mit einer schwierigen, aber eigentlich zivilen Aufgabe zu beauftragen.

Bundeskanzler Scholz wird nicht erst seit heute nachgesagt, er verlasse sich bei der Besetzung von wichtigen Ämtern und Positionen in erster Linie auf Führungsfähigkeiten der in Frage kommenden Persönlichkeiten. Deshalb war die Berufung von General Breuer – zumindest für Eingeweihte – durchaus konkludent und nachvollziehbar. Denn diese Personalie muss natürlich vor dem Hintergrund der nicht in allen Teilen erfolgreichen Corona-Bekämpfung der Vorgänger-Regierung betrachtet werden. Diese noch von Gesundheitsminister Spahn zu verantwortende Pandemie-Eindämmung war bekanntlich gekennzeichnet von Pannen, Skandalen und etlichen Fehlentscheidungen. Das Ergebnis dieser verfehlten Politik waren eine viel zu geringe Impfquote, daraus resultierende hohe Infektionszahlen, eine streckenweise katastrophale Logistik, überforderte Intensivstationen und nicht zuletzt Korruptionsskandale, in deren Verläufen mehrere Unions-Abgeordnete zurücktreten mussten.

Für den neuen Bundeskanzler hatte deshalb die Neuaufstellung der Corona-Bekämpfung erste und höchste Priorität. Er wollte sicherstellen, dass sein

neuer nationaler Krisenstab für die Bewältigung dieser gewaltigen und schwierigsten Herausforderung seit dem Ende des letzten Weltkrieges auch tatsächlich geeignet war. Als ehemaliger Erster Bürgermeister seiner Heimatstadt Hamburg mag Olaf Scholz bei seiner Personalentscheidung auch intuitiv an die Bewältigung der Sturmflutkatastrophe 1962 gedacht haben, als der damalige Hamburger Innensenator Helmut Schmidt mit Hilfe der Bundeswehr Menschenleben rettete, ohne dabei auf formale Zuständigkeiten Rücksicht zu nehmen. Für Olaf Scholz standen militärische Aspekte wie umfassende Logistikkapazitäten und effektive Menschenführung im Mittelpunkt, so dass ein erfahrener und anerkannter Logistik-General einer Idealbesetzung gleichkam.

Auf dem Weg zur Normalität

Für unsere Verbündeten innerhalb und außerhalb der NATO ist die Verwendung von hochrangigen Militärs auf vermeintlich zivilen Dienstposten eine Selbstverständlichkeit. Was in Deutschland eher die Ausnahme bildet, ist beispielsweise in den USA, Frankreich und erst recht in Israel die Regel. Der in Deutschland geschichtlich begründete, tief verwurzelte und streckenweise irrationale Pazifismus hat bisher sowohl eine vernünftige gesellschaftliche

Integration der Soldatinnen und Soldaten unserer Streitkräfte wie auch einen realistischen Umgang mit allem Militärischen behindert oder gar blockiert.

Diese nicht selten auch von den Kirchen gepflegte Distanz hat durch den von Wladimir Putin befohlenen verbrecherischen Überfall Russlands auf die Ukraine jedoch eine Kehrtwende um 180 Grad erfahren. Manche Beobachter sprechen in diesem Zusammenhang von einer Zeiten- oder Epochenwende. Seit dem 24. Februar, dem Tag des Überfalls auf die Ukraine, haben wir es mit einer veränderten Welt zu tun, die jetzt zum Umdenken zwingt. Die bisher recht stiefmütterlich behandelten deutschen Streitkräfte erfahren einen ungeahnten Bedeutungszuwachs. Mit einem fulminanten weiteren Überraschungs-Coup wird ein mit 100-Milliarden Euro ausgestattetes „Bundeswehr-Sondervermögen“ geschaffen, das die Bundeswehr endlich in die Lage versetzen soll, ihre grundgesetzlich verankerten Pflichten zu erfüllen. Und sogar prominente Vertreter der Friedensbewegung wehren sich nicht gegen deutsche Waffenlieferungen an die Ukraine. Diese festzustellenden Bewusstseinsveränderungen werden im Idealfall zu einem realistischen und vernünftigen gesellschaftlichen Umgang mit unserer Parlamentsarmee und deren



Reinhold Robbe war Bundestagsabgeordneter (1994 bis 2005) und Wehrbeauftragter (2005 bis 2010). Er ist heute als Politik- und Wirtschaftsberater tätig, Mitglied im Beirat der Evangelischen Militärseelsorge sowie der Synode der Evangelisch-reformierten Kirche.

Soldatinnen und Soldaten führen. Auch wenn die Ursache hierfür, nämlich der Ukraine-Krieg, verabscheuungswürdig und verstörend zugleich ist, so hat dieser Krieg, der auch ein Angriff auf die Menschenrechte und die westlichen Werte darstellt, unsere bundesdeutsche Gesellschaft nachhaltig verändert. Künftig wird die Berufung eines Bundeswehrangehörigen auf eine herausgehobene Position hoffentlich eine Selbstverständlichkeit sein. ▲

WIDERSTEHEN BIS AUF'S BLUT...

Detlef Balds Bonhoeffer-Biografie richtet sich nicht an theologische Insider, sondern hilft allen, die den „evangelischen Märtyrer“ verstehen wollen
 Von Angelika Dörfler-Dierken



Detlef Bald: **Dietrich Bonhoeffer.** Der Weg in den Widerstand, wbg Academic, Darmstadt 2021, 236 Seiten, 35 Euro.

Seinen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime mit dem typischen Führerkult, mit der auf Drohung und falscher Begeisterung fußenden Gleichschaltung aller Lebensbereiche, den Verbrechen an Juden und Behinderten, den Verfolgungen und Exekutionen vieler derjenigen, die anders dachten, als sie sollten, bezahlte der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer mit dem Galgen. Wie kam es dazu, dass ein weit gereister und weltläufiger Spross hoher sozialer Kreise sich von der nationalen Gesinnung in seinem Elternhaus abkehrte und sich als V-Mann der Abwehr tarnte? Diesen Weg hat der Historiker Bald überzeugend nachgezeichnet.

Im Mittelpunkt steht Bonhoeffers Wende: Im Jahr 1930 beobachtete er die drohende Gefahr und wandte sich dem Pazifismus zu. So scheidet sich das Leben des vielversprechenden Pfarrers und Jungwissenschaftlers in ein Vorher und ein Nachher. Die Grundzüge von Bonhoeffers Lebenswerk und Biografie sind bekannt, denn er gilt als „evangelischer Märtyrer“, der so von Gottvertrauen durchdrungen war, dass er das bekannte und viel gesungene Lied „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag...“ gedichtet hat. Balds Darstellung richtet sich – und das unterscheidet sie von vielen anderen Untersuchungen – nicht an Theologen und

kirchenaffine Christen, sondern an jede und jeden Zeitgenossen, der verstehen will, wie es dazu kam, dass eine exzeptionelle Persönlichkeit dem Nazi-Unrecht widerstand und mit dem Tod Zeugnis ablegte davon, dass es im Unrechtsstaat Pläne für ein anderes Deutschland gab.

Detlef Bald ist in der Bundeswehr gut bekannt, weil er früher beim Sozialwissenschaftlichen Institut in München bzw. Strausberg tätig war. Danach war er Sprecher des Arbeitskreises Historische Friedensforschung und stand dem Dietrich-Bonhoeffer-Verein vor. Seine Bonhoeffer-Biografie macht deutlich, wie hirnlos es ist, wenn jetzt querdenkende Demonstranten von sich selbst behaupten, sie fühlten die unbedingte Pflicht zum Widerstand. Denn zwischen innerlichem Ringen, bis Überzeugungen und Taten wachsen, und selbstgewisser Schreierei besteht ein himmelweiter Unterschied. Damals ging es darum, Pläne zu schmieden für ein Deutschland, das dem Frieden mit seinen Nachbarn verpflichtet ist und sich an Menschenrechte und Gesetz bindet. Das wirkt nach bis heute. ▲

GOTTESKÖNIGREICH UND STAATLICHE WELTORDNUNG AUF EINANDER BEZOGEN

Der langjährige Militärseelsorger Hartwig von Schubert legt die Essenz seiner militär- und friedensethischen Arbeit vor
 Von Katja Bruns



Hartwig von Schubert: **Nieder mit dem Krieg.** Eine Ethik politischer Gewalt, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2021, 576 Seiten, 68 Euro.

Es fällt dieser Tage nicht leicht, Sätze zum Thema Krieg und Frieden zu schreiben, von denen man sicher sein kann, dass man sie auch morgen noch in Form und Intention so schreiben würde. Der 24. Februar 2022 ist eine Zäsur weltgeschichtlicher Art, hinter die keiner mehr zurückkann. Dieser Art von Zäsuren ist eigen, dass sie sich auf viele Bereiche des Denkens und Lebens auswirken. Das gilt auch und in besonderer Weise für unser Nachdenken über die ethischen Dimensionen von Krieg und Frieden.

Hartwig von Schubert hat ein großes Buch vorgelegt. Es ist zuerst eine wissenschaftliche Qualifikationsschrift, die die Universität Hamburg im Mai 2021 als Habilitationsschrift anerkannt hat. Es ist zudem die Essenz einer Lebensarbeitsleistung, die Erkenntnisse aus u. a. fünfzehn Jahren Diskussion und Nachdenken über militär- und friedensethische Fragestellungen an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg sammelt und in eine umfassende ethische Theorie militärischer Gewaltanwendung ummünzt. Zum Dritten ist dieses Buch ein großes Geschenk an die friedensethische Community, das uns eine bleibende Aufgabe und ein kniffliges Problem auf den Tisch legt.

Aber zunächst zum Buch selbst: Es ist in fünf große Abschnitte gegliedert. Bis in die Haarspitzen theoretisch aufgerüstet, entwirft der Autor zunächst seinen kultur- und religionstheoretischen Rahmen auf der Schablone von Ernst Cassirers Symbolbegriff. Unter den Stichworten Modernität, Universität und Globalität sammelt Schubert die Anfragen und Herausforderungen an die Konzeption politischer Ethiken der Gegenwart. Dass das moderne liberale Versprechen, das von den Gestaltungskräften und dem Willen von Gesellschaften, das eigene Glück selbst

in die Hand zu nehmen, getragen ist, ein ambivalentes Unterfangen ist, klingt hier schon an.

Schuberts drittes Kapitel ist das theologische Herz des Buches. Die protestantischen Zentraltheoreme von Christus als König und dem Staat als Weltordnungsinstrument Gottes werden hier aufgerufen und neu durchdacht, aufeinander bezogen und in ihrer Zielrichtung auf eine theologisch grundierte politische Ethik hin konstruiert. Dem stellt Schubert in seinem vierten Kapitel mit Kant den Urvater des Gedankens, dass der Weltfriede aus der Kooperation der Völker und der Unterwerfung unter das Recht entsteht, entgegen.

Das Buch schließt in seinem fünften Kapitel damit, dass die in den vorhergehenden Kapiteln gesammelten Erkenntnisse gebündelt werden. Dass Macht, Gewalt und Herrschaft theologische Themen sind, deren Reflexion nicht aus ideologischen Vorbehalten heraus ignoriert werden kann, sondern einer theologischen Regulation und Bewertung harret, folgt für Schubert direkt aus der Friedensdenkschrift der EKD von 2007. Er arrangiert seine theologische Ethik rechtserhaltender Gewalt in großer Nähe zum Völkerrecht – das ist die große Stärke seines Denkens und zugleich ergeben sich vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklungen erhebliche Anfragen. Was, wenn der völkerrechtliche Universalanspruch nicht mehr geteilt wird? Was, wenn Akteure glauben, auf den Schlachtfeldern mehr gewinnen zu können als unter dem Rechtsfrieden der Weltgemeinschaft?

Das ist das Problem und die Aufgabe, vor die sich die friedensethische Community gestellt sieht. Es ist das Verdienst des Autors, die Fragen nach der legitimen Ausübung militärischer Gewalt theologisch fundiert zugänglich gemacht zu haben. Auf dem Weg, der vor uns liegt, können wir die theologische Tiefe und die Weite des Denkens, in die Hartwig von Schubert uns mit seinem Buch eingeladen hat, gut gebrauchen. ▲

DIE DEBATTE STEHT NOCH AUS

Michael Lüders mahnt eine öffentliche Evaluierung des Afghanistan-Einsatzes an

Von Tilman Asmus Fischer

Mit einem meinungsstarken Buch hat Michael Lüders den Abzug der NATO aus Afghanistan bedacht. Der Inhalt von „Hybris am Hindukusch“ liest sich so eingänglich wie der alliterierende Titel, der zugleich das Narrativ des Autors auf den Punkt bringt: die Vermessenheit der Besatzungsmächte Afghanistans seit der Kolonialzeit – und insbesondere von USA und NATO seit Beginn des „Kriegs gegen den Terror“. Vermessenheit im Sinne sowohl von Überheblichkeit als auch wortwörtlich von grundsätzlichen Fehleinschätzungen über Land und Lage. Insofern erklärt das Buch plausibel, wie es aufgrund solch doppelter Vermessenheit zur gegenwärtigen Situation eines erneut unter Taliban-Herrschaft befindlichen Afghanistans kommen konnte.

Plausibel macht das Buch – aus deutscher Perspektive – gleichfalls, was immer wieder gerade auch aus den Reihen christlicher Friedensethiker gefordert wurde: dass Ansatz, Strategie und Praxis des Afghanistaneinsatzes einer grundsätzlichen parlamentarischen Evaluation und

öffentlichen Debatte bedürfen. Zu sehr ist der Einsatz von Beginn an durch ein Strategiedefizit und über seine Dauer hinweg durch militärpraktische wie völkerrechtliche Fragwürdigkeiten geprägt. Zweifelhaft ist freilich, ob Lüders' Buch – abgesehen davon, dass es die Thematik womöglich in die eine oder andere Schlagzeile befördern dürfte – zu einer versachlichten Debatte beiträgt. Hierfür ist die – in vielen Punkten durchaus berechnete – Kritik am Westen zu holzschnittartig.

Dies verdeutlicht insbesondere das Einstimmen des Autors in die aggressive Verurteilung des späteren Generals Georg Klein, der als Oberst am 4. September 2009 den Luftangriff bei Kundus befehligte. Für die hier in tragischer Weise sichtbar werdenden ethischen Ambivalenzen der Einsatzrealität zeigt sich Lüders nicht sensibel – und eine ausgebliebene Verurteilung stellt in seinen Augen sodann die Unabhängigkeit der zuständigen Gerichtsbarkeit infrage. An diesen Stellen zeigt sich: Frei von Hybris ist auch der Verfasser nicht. ▲



Michael Lüders:
Hybris am Hindukusch.
Wie der Westen in Afghanistan scheiterte, C. H. Beck, München
2022, 205 Seiten, 14,95 Euro.

GLAUBENS- FRAGEN

Eine Frau vor einer Kirche in Kibera, einem Slum im Südwesten von Nairobi. Die Kirche wurde aus recycelten Polypropylen-Säcken gebaut, die aufgrund ihrer widerstandsfähigen Beschaffenheit auch zur Dekoration von Häusern oder für Teppiche und Schulranzen verwendet werden



DER ANDERE HEILER



Die wunderlichen Krankenheilungen, die die biblischen Evangelien von Jesus erzählen, haben nicht nur eine symbolische Bedeutung. Nach den Erfahrungen in der Pandemie lassen sie sich sogar mit aktueller Pointe lesen
 Von Frank Hofmann



Dr. Dr. Frank Hofmann ist einer der Herausgeber von ZUR SACHE BW.

Ausgerechnet der Teil seines Wirkens, der uns heute so schwer zugänglich ist, begründete vor 2000 Jahren den Ruf des Jesus von Nazareth: seine Dämonenaustreibungen und Wunderheilungen. Sogar der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, der christlichen Parteinahme unverdächtig, nimmt darauf in seinen „Antiquitates Judaicae“ Bezug und spricht von Jesus als einem „Vollbringer ganz unglaublicher Taten“.

Heiler hatten in der Antike nicht per se einen guten Ruf – erst recht nicht in den römischen Provinzen und in ländlichen Regionen. Die medizinische Praxis war ein freies Gewerbe, auch der mieseste Kurpfuscher durfte sich „Arzt“ nennen und für seine „Leistungen“ Geld verlangen. In der Not wurde nicht selten statt mit teuren Kräutern mit der sogenannten „Drecksapotheke“ behandelt, also mit Urin, Kot und Spucke. Vor Letzterem schreckt auch Jesus nicht zurück, als er den

Blinden von Betsaida direkt in die Augen speit, worauf dieser erst mal nur schemenhafte Umrisse sieht. Als Jesus ihm dann noch die Hände auf die Augen legt, gewinnt er seine volle Sehfähigkeit wieder (Markus 8,22–25). Das Johannesevangelium berichtet von einer ähnlichen Heilung, bei der Jesus aus seinem Speichel und Erde einen Brei macht, den er einem Blinden auf die Augen streicht (9,6f.).

Es lag also sicher nicht an der Strahlkraft des Arztberufs, wenn die christlichen Quellen Jesu Heilungen so deutlich herausstellten. Im Gegenteil: Die Gefahr lag nahe, dass die Hörenden oder Lesenden der Geschichten Jesus zunächst als Quacksalber einstufen. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass die vier Evangelien diesen Aspekt seines Wirkens auf verschiedene Weisen überhöhen. Besonders beeindruckend ist die sorgfältige Komposition im Markusevangelium, in dem die individuellen Heilungen fast gleichmäßig auf beide



Jesus heilt einen Lahmen (Holzstich von Héliodore Pisan um 1865)

Geschlechter aufgeteilt werden und alle damals bekannten chronischen Krankheitsarten umfassen: von angeborenen Einschränkungen (Blindheit, Gehörlosigkeit) über Hautkrankheiten, Nerven- und Hormonstörungen bis zu psychischen Behinderungen. Während Jesus bei Markus immerhin „viele“, aber nicht alle Kranken von ihrem Leid erlösen kann (3,10), heißt es im später entstandenen Matthäusevangelium kurzerhand: „Er heilte sie alle“ (12,15). Das Lukasevangelium, erzählerischer angelegt als die anderen drei, berichtet – biblischer Rekord – von 17 Wunderheilungen. Darunter auch eine nach einer kämpferischen Auseinandersetzung: Als bei der Gefangennahme Jesu einer seiner Begleiter dem Knecht des Hohepriesters das Ohr abschlägt, heilt Jesus die Verletzung umgehend und verwarnt den Angreifer. Das Johannesevangelium schließlich hält sich quantitativ mehr zurück, überbietet aber mit der Auferweckung des bereits vier

Tage toten Lazarus alle anderen Episoden deutlich an wundersamem Inhalt.

Heilung für den Einzelnen – Gottesherrschaft für alle

Allen vier Erzählungen geht es darum, die individuellen Heilungen als Zeichen für eine umfassende Heilerwartung darzustellen, die dem ganzen Volk zugutekommen wird. Der Heiler wird zum Heiland, der den Versehrten wieder zu ihrer Ganzheit verhilft, weil er der von Gott gesandte Heilige ist, der Retter aller Menschen. Im Englischen klingt die hier betonte Verwandtschaft von „ganz“ und „heilig“ zumindest noch in der Aussprache an (whole / holy). Besonders die dramatisch ausgestalteten Krankenheilungen – etwa die Heilung des Gelähmten, dessen Bett durch das Dach hinabgelassen wird (Markus 2) –, werden zu einer szenischen Vorausschau auf die von Jesus verkündete Gottesherrschaft, die mit seinen Dämonenaustreibungen schon begonnen hat (vgl. Lukas 11,20).

Doch neben dieser symbolischen Bedeutung lässt sich aus den Erzählungen noch eine ganz konkrete Botschaft herauslesen, die gerade in unserer Pandemie-Zeit wieder an Aktualität gewinnt. Die Heilungsgeschichten wenden sich gegen die Stigmatisierung und Ausgrenzung von Kranken. Jesus scheut nicht den persönlichen Kontakt, das Gespräch oder die Berührung, sondern weiß um die therapeutische Wirkung von Zuwendung. Er sucht auch keinen Zusammenhang zwischen körperlichem Leid und persönlicher Schuld, sondern lässt deutlich werden: Es kann jeden jederzeit treffen. Damit hilft er den Kranken zugleich, ihr Selbstwertgefühl wieder zu justieren. Ein Heilungseffekt übrigens, für den es keinen Wunderglauben braucht: In der modernen Medizin ist unstrittig, dass die emotionale Stabilität einen großen Einfluss auf die Selbstheilungskräfte des Körpers hat.

Einen weiteren aktuellen Aspekt der Heilungsgeschichten hat kürzlich der Bochumer Theologe Günter Thomas hervorgehoben: Sie widerlegen die heute vielfach gepflegte, romantisierende Vorstellung von der Schöpfung als einem Entfaltungsraum für das Heilige, der durch die Eingriffe des Menschen fortlaufend und nachhaltig gestört wird. Weil die Welt eben nicht ganz von seinem Geist durchdrungen ist, wird Gott in der christlichen Vorstellung Mensch und setzt sich selbst der mitunter feindlichen Schöpfung aus. Mit seinen Krankenheilungen – wie auch mit seinen Naturwundern, etwa der Sturmstillung – gebietet Jesus den gewalttätigen und menschenbedrohenden Kräften der Natur Einhalt. Kein Zweifel: Gegen Covid-19 hätte Jesus sich impfen lassen – aber das Gespräch mit Impfskeptikern nicht abgebrochen. ▲

Bosnien im vergangenen Jahrhundert. Die Erinnerungen verschwimmen zunehmend, über zwanzig Jahre ist es jetzt her. Wenn die Bilder aber plötzlich, wie aus dem Nichts, aufsteigen, sind sie blutig und rauchgeschwängert.

„Wir konnten aus sicherer Entfernung sehen, wie Kinder schreiend durch das Dorf rannten. Viele Schüsse. Dann blieben sie liegen. ...Flammenwerfer...dann kamen die Amerikaner mit Hubschraubern ...aber es waren noch Zivilisten im Dorf. Wir hatten das durchgegeben. Aber das war denen wohl egal. Als die Hubschrauber weg waren, war nur noch Stille. Totenstille.“

Sie sollten nur melden, beobachten, nicht eingreifen. Sich nicht in Gefahr begeben. Aushalten. Warten. Und wieder melden.

Der Soldat spricht leise, stockend. Er ist an einer inneren Grenze angekommen: Entweder werden jetzt Tränen fließen oder er schluckt sie schnell hinunter. Sein Atem geht schwer, die Finger sind unruhig, als wollten sie nach einer Waffe greifen. Dann ballen sich seine Fäuste, die Knöchel werden weiß. Wir schauen uns an. Schweigen. Wir lesen einander in den Augen, weil Worte nicht ausreichen. Er sucht Halt bei mir: Ob ich ihn mit seiner Geschichte wirklich *aushalte* und nicht wegschaue. Ob ich das Grauen in ihm mit ihm teile. Ich buchstabiere für mich seine Not, stelle mich innerlich neben ihn. So nahe, damit er spürt, dass er nicht mehr allein ist. Sekunden fühlen sich an wie Stunden. Dann: ein

ganz feines Lächeln, ein tiefer Atemzug, eine Träne.

Die Soldaten und Soldatinnen, die mir in der Seelsorge ihre Geschichten anvertrauen (und die ich hier nur sinngemäß so wiedergebe, dass sie nicht identifizierbar sind), tragen schwer an der Last ihrer Schuld. Schuld, die ihnen aufgeladen wurde oder die sie sich selbst aufgeladen haben. Schuld, verursacht durch ihr Tun, oder Schuld, weil sie die Taten anderer nicht verhindert haben, weil sie nicht eingreifen konnten oder durften. Weil sie nicht geholfen haben, obwohl ihr Gewissen sie angebrüllt hat. Nun können sie das Geschehene nicht mehr rückgängig machen. Und viele schämen sich täglich dafür.

„*Ich habe Schuld auf mich geladen.*“ Immer wieder höre ich diesen Satz. Und da wir Menschen einen Geist, eine Seele und einen Leib haben, wird

Schuld auch auf allen diesen Ebenen wahrnehmbar. Mein Gewissen meldet sich, die Gefühle machen mich unruhig, mein Körper reagiert. Viele Soldaten klagen über Schmerzen im Rücken, in den Schultern, im Nacken. Wir sprechen in einer seelsorglichen Begleitung viel über diese Schmerzen, denn sie tauchen immer gleichsinnig im Körper auf, wenn die Seele belastet ist: Die Schultern haben schwer zu tragen, der Rücken beugt sich unter der Last. Dass „etwas im Nacken sitzt“, ist kein Sprichwort, sondern spürbare Realität. Deshalb geht es manchmal zuerst darum, auf der körperlichen Ebene nach Er-Lösung zu suchen und daran zu arbeiten, wie diese Spannungen verringert werden können. Wenn der Körper in Höchstspannung ist, können Gespräche nicht in die Tiefe gehen.

WAS GESCHEHEN IST, WIRKT WEITER



„Ich habe Schuld auf mich geladen.“ Auch jenseits einer rechtlichen Bewertung gibt es Erlebnisse, die die Seele nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Ein Seelsorger berichtet, wie Befreiung erfahren werden kann

Von Thomas Thiel

In Gedanken: Deutscher Soldat an Heiligabend 1995 in einem Camp der Bundeswehr bei Split/Kroatien



Beschädigte Kinderfotos in Bosnien-Herzegowina 1992





Militärpfarrer Thomas Thiel
leitet das Evangelische Militärpfarramt Berlin II am Bundeswehrkrankenhaus Berlin und ist Geistlicher Begleiter und Exerzitienleiter.

Beichten können als Geschenk

Manchmal kommt in der seel-sorglichen Begleitung der Zeitpunkt, an dem ich davon erzähle, was eine *Beichte* ist und was sie bewirken kann. Manch einer wundert sich: „Sie sind doch *evangelisch*? Kann man bei Ihnen auch beichten?“ Ja, das kann man. Und dann rede ich über dieses wunderbare Geschenk der Beichte und versuche, sie „schmackhaft“ zu machen. Worum geht es also?

Beichte heißt schlussendlich, einen Widerstand überwinden, seine Scham hinter sich zu lassen. Im Einsatz, im Dienst oder auch in der Familie ist etwas geschehen, das in mir weiterwirkt. Die Beichte steht nicht am Anfang einer Begleitung und auch nur manchmal am Ende. Sie ergibt sich meist irgendwie von selbst, wenn wir in Gesprächen in eine Tiefe gelangen, die schwer zu beschreiben ist. Als ob sich Türen öffnen würden, für die wir gar keine Klinke gesehen haben. Die wie von *innen* aufgehen, weil da noch etwas in der Seele lebt, das nun endlich auch gesehen werden will, eine Not, die ans Licht möchte. Das Gewissen meldet sich – und mit ihm das, was mir gewiss ist, eine Wahrheit, die sonst keinen Ausweg kennt.

Bei einer Busfahrt fragt mich ein Soldat: „*Wenn ich töte, dann verstoße ich doch gegen eins der zehn Gebote, oder?*“ „Ja“ antwortete ich, „das ist so.“ „*Dann müssen sie mich als Soldat doch verurteilen, wenn ich getötet habe?*“ Ich verneine – und damit war er mitdendrin in „seinem“ Thema. Es ließ ihn seit Jahren nicht mehr los. Er träumte von dem Afghanen, den er getötet hatte, kurz bevor dieser auf seine Kameraden hatte schießen können. Hat er getötet? Gemordet? Wir diskutierten den Unterschied, aber bald war deutlich: Solch eine Schuld lässt sich kognitiv nicht lösen. Selbst wenn mir mein Verstand sagt, dass es dienstlich korrekt war, dass ich sogar Leben geschützt habe und möglicherweise noch größeres Leid von noch mehr Menschen verhindert habe: Ein Mensch ist durch meine Hand gestorben. Und das ist nicht und nie wiedergutzumachen.

Eine solche Not summiert sich oft über viele Jahre hinweg zu einem riesig scheinenden Berg an Erinnerungen, die gar nicht mehr verschwinden wollen und die auch durch eine Therapie nicht verschwinden. Es stellt sich in Begleitungen heraus, dass durch psychologische und therapeutische Hilfe viel Vergebungsarbeit geleistet

werden kann, und Menschen lernen, sich selbst vieles zu vergeben. Aber oft bleibt ein Rest, den ich mir eben *nicht* selbst vergeben kann. Dann braucht es einen „Anderen“ – eine *dritte* Instanz jenseits des Menschlichmöglichen. Die Vergebung, um die es in der Beichte geht, ist eine Sache, die innerweltlich weder aufgerechnet noch bearbeitet werden kann. Es geht dabei um etwas nicht Verfügbares – aber gerade das Unverfügbare macht uns erst wirklich menschlich. Der französische Philosoph *Jacques Derrida* hat es präzise auf den Punkt gebracht:

„Die Vergebung, wenn es sie denn gibt, darf und kann nur das Nichtvergebbare, das Unsühnbare vergeben – und also das Un-Mögliche tun. Das Vergebbare, das Verzeihliche, das Entschuldbare, das, was man immer vergeben kann, zu vergeben, das ist nicht Vergeben.“¹

Vergeben im Namen Gottes

In der Beichte geht es also darum, Menschen *im Namen Gottes* Vergebung zuzusprechen und sie damit davon zu befreien zu versuchen, wie Sisyphos die Schuld der Vergangenheit immer wieder den Berg hinaufzurollen. Denn diese Last ist zu schwer, um sie loszuwerden, sie rollt immer wieder zurück und sie wird dies auch weiterhin tun. Die Beichte ist die Befreiung davon, der Richter, die Richterin über das eigene Leben zu sein. Dieses Amt steht keinem Menschen zu. Wenn wir versuchen, uns selbst zu richten, drehen wir uns permanent nur im Kreis – bis uns der Schwindel irgendwann zu Boden wirft.



Deutsche Soldaten im Hubschrauber (2006)
sowie im Marmal-Gebirge (2008):
Manches Erlebnis kommt Jahre später
wieder hoch

In der Liturgie der Beichte, wie sie in den *Lebensrhythmen*, dem Evangelischen Gesang- und Gebetbuch für Soldatinnen und Soldaten, zu finden ist, wird deshalb gefragt:

„Glaubst du, dass der barmherzige Gott dir deine Sünden vergibt und dass die Vergebung, die ich dir zuspreche, Gottes Vergebung ist, so antworte: Ja.“

Die Sünde, also das, was ich als belastend erlebt habe und erlebe und was zwischen mir und Gott steht und uns trennt, das wird von Gott weggenommen. Ich kann es selbst nicht tun. Ich brauche es auch gar nicht erst versuchen.

Fulbert Steffensky, ein Theologe unserer Zeit, bringt die Sache auf den Punkt:

„Wer Sünde und Schuld nicht nennen kann, verspielt eine der wundervollsten Fähigkeiten, nämlich ‚das Recht, ein anderer zu werden‘ (Dorothee Sölle); das Recht, sich zu bekehren. Das Eingeständnis der Schuld ist der Abschied von der Selbstverholzung. Ohne Erkenntnis von der eigenen Sünde setzt man sich selber fort, bis die letzte Freiheit verspielt ist. Man kann keine neuen Wege gehen, man kann nicht mit sich selbst brechen und so ist man Gefangener des eigenen kärglichen Herzens.“²

¹ Jacques Derrida, *Vergeben*, Wien 2018, S. 27.

² Fulbert Steffensky, *Schöne Aussichten*, Stuttgart 2006, S. 44.

ES BLEIBT NICHT BEI LIKES

Militärseelsorge baut ihre Präsenz in den sozialen Medien aus. Öffentlichkeitsarbeit steht dabei eher im Hintergrund. Worum geht es dann?

Von Merle Schröer und Veronika Drews-Galle

Eine junge Pfarrerin sitzt auf den Stufen des Altars. Neben ihr drei Kinder, die sich im Kirchraum umsehen. Sie erzählt von der Taufe, die sie gerade gehalten hat, davon, dass herumwuselnde Kinder für sie dazugehören, und sie fragt: „Was hältst du von Kindern im Gottesdienst? Dürfen sie alles oder ist irgendwo Schluss?“ Elf Leute antworten. Das Gespräch und vor allem der besondere Moment auf den Kirchenstufen erregen Aufmerksamkeit. Rund 5000 Menschen waren quasi dabei – auf dem Instagram-Kanal @emilseels der Evangelischen Militärseelsorge.

Merle Schröer, so heißt die junge Theologin auf dem Bild, ist Vikarin in Hamburg. Zugleich ist sie Mitarbeiterin und das Gesicht der Evangelischen Militärseelsorge auf Instagram. Über 2000 Menschen folgen ihr dort inzwischen und haben schon einiges mit ihr erlebt. Sie lieben ihre verrückten Ideen, haben sie auch schon mal #rightoutofbed gesehen und sie wissen, dass sie eigentlich immer ein offenes Ohr für ihre Sorgen und Nöte hat.

Real oder nicht real?

Social Media ist längst Teil unserer Alltagswirklichkeit. Egal ob man den Einkaufszettel

oder die letzten Urlaubsfotos in der Familiengruppe bei WhatsApp teilt, sich via Twitter über die neusten sicherheitspolitischen Entwicklungen austauscht oder über Instagram seinen Kameradinnen und Kameraden aus dem Auto heraus einen Videogruß zum Feierabend sendet: Bei den sozialen Medien ist für fast jeden und jede etwas dabei, unabhängig von Milieu und Altersgruppe.

Zugleich unterscheiden sich die einzelnen Plattformen hinsichtlich ihrer Kernzielgruppen. Junge Soldatinnen und Soldaten zum Beispiel trifft man besonders häufig auf der Plattform Instagram. Dort teilen sie Erlebnisse ihres Alltags und ihrer Lebenswelt. Die Bundeswehr begrüßt dies ausdrücklich: Soldatinnen und Soldaten sollen gerne über ihre Arbeit berichten und sich auch online in Uniform zeigen, solange sie ver-



Begegnung bei Instagram: Soldaten berichten Merle Schröer von ihren Tattoos und kommen so zu privaten Themen mit Tiefgang

antwortungsvoll kommunizieren und die militärische Sicherheit wahren.

Mehr als Selbstdarstellung

Was will Evangelische Militärseelsorge in den sozialen Medien? Gesicht zeigen. Ansprechbar sein. Religiöse Praxis ermöglichen. Und zwar dort, wo die jungen Soldatinnen und Soldaten in ihren Pausen und ihrer Freizeit unterwegs sind – online nämlich.

Die höchsten Nutzerzahlen verzeichnet Instagram zum Feierabend hin, wenn Kasernenschläferinnen und -schläfer auf Stube hocken und die anderen es sich zu Hause auf der Couch gemütlich machen. Mit dem Ausspannen beginnt zugleich die Zeit des Wahrnehmens. Wie fühle ich mich? Was habe ich heute erlebt? Was will ich von mir zeigen? Einer der Kritikpunkte an sozialen Medien lautet, dass die Menschen sich dort nur von ihrer besten Seite zeigen. Doch als Militärseelsorge im digitalen Raum erleben wir häufig eher das Gegenteil: Die Menschen lassen uns nicht nur in ihr Wohnzimmer schauen, sondern auch in ihre Gedanken- und Gefühlswelt.

Sicherlich, auf Instagram geht es viel um Selbstdarstellung, um Fitness, Mode und

Tattoos. Aber es geht zugleich immer auch um ein Lebensgefühl, eine Ästhetik, die über Äußerlichkeiten hinaus geht. Gerade Instagram als bildorientiertes Medium spricht unmittelbar die Gefühlsebene an. Religion und Spiritualität finden dort daher in besonderer Weise Raum und Resonanz. Für Kirche eine Chance, nicht nur sich selbst in einem anderen Licht darzustellen, sondern auch ihre religiöse Praxis.

Wenn Merle für Frieden in der Ukraine betet, dann sehen ihr innerhalb von einer Woche mehr als 8000 Leute dabei zu und beten vielleicht mit. Ihr Glaubenszeugnis erzeugt Resonanz, die Zahl der Herzen

für den Beitrag spricht für sich. Doch es bleibt nicht bei Likes. Was folgt, ist Beziehungsarbeit. Textnachrichten über die Chatfunktion des Accounts. Sorgen, Ängste, Nöte. Immer wieder gibt Merle Seelsorgeanliegen an Militärgeistliche an Standorten in der Nähe der Betroffenen weiter.

Die Digitalität bietet die Chance zur Nähe trotz räumlicher Distanz. Ich muss nicht einmal vom Sofa aufstehen, um in Kontakt zu kommen, und ich kann mich hinter meinem Profilbild verstecken und nur zeigen, was ich preisgeben möchte. Wie in der Telefonseelsorge ermöglicht aber gerade die Distanz manchmal hilfreiche seel-

sorgerliche Nähe. Und Selbstinszenierung gibt es auch im Analogen – gerade wenn Kirche den Menschen in der Arbeitswelt begegnet in ihren beruflichen Rollen. Zudem geht es bei Militärseelsorge im digitalen Raum auch längst nicht nur um seelsorgliche Begleitung, sondern um das Eröffnen und Erleben geteilter Erfahrungsräume.

Ungewohnte Zugänge zu religiösen Themen

Beim Instagram-Format #unterdiehaut präsentieren Soldatinnen, Soldaten und zivile Mitarbeitende der Bundeswehr ihre Tätowierungen. Dabei zeigen sie weit mehr von sich als nackte Haut. Sie erzählen, was

**GESICHT ZEIGEN.
ANSPRECHBAR SEIN.
RELIGIÖSE PRAXIS
ERMÖGLICHEN.**



Vielfalt in kompakten Kacheln: Schröer berichtet auch aus ihrem Alltag als Vikarin, gibt Privates preis oder teilt ein Gebet

sie bewegt hat, ihr äußeres Erscheinungsbild bleibend zu verändern, und was das gestochene Motiv für sie bedeutet.

„Ich gehe eigentlich nicht in die Kirche, aber ich glaube schon, dass da oben irgendjemand ist, der auf uns aufpasst“, so die Worte einer Soldatin, die von ihren Tattoos erzählt, die sie sich im Gedenken an ihre verstorbenen Großeltern hat stechen lassen. Für den Post zeigt sie nicht nur ihr Tattoo, sondern auch ihr Gesicht – einmal in zivil, einmal in Uniform – und erzählt von Erfahrungen und Erlebnissen aus ihrem Berufsleben bei der Bundeswehr.

In den sozialen Medien suchen Menschen Inhalte, die sie interessieren, und Gleichgesinnte, mit denen sie sich austauschen können. Mit der Zeit entstehen in Bezug auf Interessen, Meinungen und Lebensentwürfe geschlossene „Bubbles“. Die Algorithmen sozialer Medien forcieren diese Entwicklung, denn auch sie sortieren die Menschen nach Alter, Interessen und Vorlieben, um ihnen zielgruppenspezifische Werbung zu zeigen – ein problematischer Aspekt sozialer Medien, den Kirche im digitalen Raum nicht aus dem Blick verlieren darf.

Für Kirche können die Matching-Kriterien der Algorithmen aber auch zur Chance werden, denn gerade wenn Religion verknüpft ist mit Alltagsthemen, kann sie zwanglos zum Thema werden zwischen Christinnen und Andersgläubenden, Skeptikern, Atheistinnen, Zweiflern und Suchenden.

Gerade in diesen heterogenen Begegnungen wird die Frage nach den persönlichen Motiven und Überzeugungen spannend. Was glaubst du und was glaube ich?

Wenn eine Soldatin über ihr Tattoo für ihre verstorbenen Großeltern erzählt, dann lässt sie andere Menschen teilhaben an ihren ganz persönlichen Glaubensvorstellungen. Sie muss dafür keine religiöse

Expertin oder ordinierte Pfarrerin sein. Soziale Medien geben jedem den Raum, seinen Glauben auszudrücken. Und für viele Menschen, denen wir in den sozialen Medien begegnen, ist dies der einzige Ort, an dem sie über Religion und Glaube ins Gespräch kommen, an dem sie Kirche begegnen – in einer Art, die sie im besten Falle positiv überrascht.

Ein bisschen Spaß muss sein

Seelsorger sind fromme Menschen. Pastorinnen tragen keine hohen Schuhe. Pfarrer spielen Gitarre. Wir alle haben bestimmte Bilder im Kopf, wenn wir an einen Amtsträger oder eine Amtsträgerin in der Kirche denken. Unabhängig von sozialen Medien ist die Frage danach, wie die Pfarrperson zu sein hat, immer schon eine öffentliche

und keine private Frage gewesen. Denn es geht immer zugleich auch um die Repräsentanz von Kirche.

Und hier beginnen die Diskussionen. Darf sich Kirche, in Gestalt ihrer Geistlichen, auch mal albern zeigen? Darf sie erschöpft, persönlich engagiert oder modisch abgedreht erscheinen?

Kirche ist dort, wo Menschen vor Gott zusammenkommen. Wo sie sich begegnen und implizit oder explizit religiöse Gemeinschaft erfahren – ganz fröhlich auf einem Sommerfest oder traurig bei einer Beerdigung, ernsthaft in einem Gottesdienst oder auch albern bei einer Jugendfreizeit. Heutzutage haben viele Menschen diese Erfahrung nicht gemacht, ihnen fehlt die religiöse Primärsozialisation, wie die Kirchensoziologie es nennt. Deswegen ist es so bedeutsam, dass sie Repräsentantinnen und Repräsentanten der Kirche erleben, die glaubwürdig sind in ihrem Glauben und zugleich persönlich zugewandt, greifbar, mit Ecken und Kanten – einfach menschlich und zugleich über sich selbst hinausweisend in dem, was und wie sie kommunizieren. Die digitale Welt erlaubt eine solche bewusste Inszenierung der eigenen (Pfarr-) Person, man könnte sogar sagen: Sie provoziert sie.

Digital funktioniert auch analog

Auf Instagram begegnet Militärseelsorge der Bundeswehr-Community im Alltag, allerdings vorrangig in der Freizeit

und den Pausenzeiten. Trotzdem ist Militärseelsorge im digitalen Raum auch kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt, denn sie spricht die Menschen in ihrer beruflichen Rolle an – einer beruflichen Rolle, die diese bewusst und mit Stolz in ihren Profilbildern und Posts anhand ihrer Uniform sichtbar machen.

Ebenso wie die Uniform ist auch die Militärseelsorge im Alltag auf Instagram präsent, unaufgeregt und niedrigschwellig, als Dauer-Abo einer zunehmenden Zahl von Soldatinnen und Soldaten. Hier kommen Menschen nicht nur mit der Militärseelsorge in Kontakt, wenn sie „Schwierigkeiten“ haben, sondern auch, wenn sie sich alltäglich bewegen, alltäglich digital bewegen. Wenn die evangelische Militärseelsorge neben Autos, Fitness und Essen mit Tattoos und Fernbeziehungsbewältigung im Feed auftaucht, ist „Kirche“ mittendrin und nicht nur dabei. Sie läuft mit als eine Bekannte, deren tägliche Storys man sich gerne anschaut, auch wenn da immer mal wieder für den einen oder die andere ungewohnte biblische Inhalte oder Hinweise auf Andachten aus dem Soldatenjahrbuch dabei sind. Denn es sind Impulse, die in guter Weise zum Nachdenken anregen. Und wer @emilseels abonniert hat, spürt, dass Militärseelsorge einen mit den eigenen Gedanken nicht allein lässt. Und das in echt – das heißt: ebenso real wie im analogen Leben.

Und so ist es auch kein Wunder, dass immer wieder auch die Grenzen zwischen digital und

analog verschwimmen. Beispielsweise, wenn Mitglieder des Insta-Kanals „Fallschirmjäger und Biker“ noch mal schnell die Restplätze einer Motorradrüstung eines süddeutschen Militärpfarramts auffüllen. Oder wenn Follower in der digitalen Welt neugierig werden auf mehr Angebote der Militärseelsorge und bei der Standortandacht auftauchen („Merle, das war total nett, gute Inputs und danach noch nette Gespräche, da geh ich mal wieder hin“). Oder wenn Karriereberaterinnen der Bundeswehr auf ihrem Instagram-Kanal nicht nur mit

Begeisterung für freie Pfarrhelferstellen Werbung machen, sondern auch für die nächste Familienrüstzeit auf Usedom.

Die digitale Welt hat unsere Möglichkeiten, Beziehungen zu gestalten, enorm ausgeweitet. In digitalen Netzwerken Beziehungspflege zu betreiben, ist wesentlicher Bestandteil unserer Alltagskultur geworden. Gut, wenn Kirche auch da ist – mit Inhalten und Angeboten, die lebensnah sind und unter die Haut gehen. ▲



Merle Schröer
ist Vikarin in Hamburg und betreibt den Instagram-Kanal @emilseels für die Evangelische Seelsorge in der Bundeswehr.



Oberregierungsrätin Veronika Drews-Galle
ist Grundsatzreferentin im Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr.

KIRCHE UNTER DEN SOLDATEN

**Die Hauptmann-Cornelius-Lounge in Neuburg an der Donau:
Kraftquelle mitten im Alltag**
Von Gunther Wiendl



Das Kreuz hat ein Oberstabsgefreiter aus Materialien des Geschwaders gestaltet (o.); die goldene Lebensspur lädt zu vielfältigen Gedanken ein (l.)

die im Frühjahr den Baum neu beleben. Die Seele kommt zur Ruhe, wenn Sie beobachten, wie ein Eichhörnchen den Baum erklimmt, wenn die Blätter mit dem Sonnenlicht spielen.

Gebetsecke

Auf dem Tisch liegen Stifte und Blätter. Vielleicht haben Sie ein persönliches Anliegen, das Sie vor Gott bringen möchten. Einen Dank, eine Bitte, eine schwierige Entscheidung. Dieser Hochtisch ist aber nicht nur ein Ort für Gebet und Stille und Einkehr. Er erinnert auf den ersten Blick an Hochtische, wie wir sie aus Bars und Clubs kennen. Die Bezeichnung „Lounge“ ist bewusst gewählt: Wie in der Lounge eines Hotels sind Sie eingeladen, einfach für sich zu sein oder aber auch gute, entspannende und weiterführende Gespräche zu führen.

Gelegentlich möchte man aber ganz für sich sein: nichts und niemanden anderes sehen und auch nicht gesehen werden. In der Cocooning-Ecke bilden unsere beiden Hochlehner-Sofas einen kleinen, gedämpften Raum. Wer die Stiefel nicht

ausziehen will, der nimmt einfach das Filztuch und kann die Füße hochlegen und entspannen. Auch PTBS-belastete Kameraden genießen diesen Ort zum Runterkommen. Diejenigen, die aus den Worten der Bibel Kraft schöpfen, mögen dabei über Psalm 27 meditieren: „Gott birgt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit.“

Anregungen finden

Sich nur in sich zurückziehen, hat auch seine Grenzen. Manchmal braucht es auch ein paar Anregungen von außen. Dazu dient die Literatur auf unserem Schrifentisch und im Zeitschriften-Display. Stöbern Sie nach Herzenslust. Und wenn Sie die Lektüre vertiefen möchten, nehmen Sie das Buch oder das Heft gerne mit nach Hause!

Was früher als Kinderkram betrachtet wurde – Ausmalen – das führt heute Erwachsene immer öfter zu innerer Klarheit. Für den, der sein Leben nur grau in grau sieht; für den, der nur schwarz-weiß kennt, kann ein Mandala auszumalen eine heilsame Stunde sein. Natürlich fühlen sich die ersten Striche etwas komisch an. Aber nur ein wenig Geduld – Sie werden spüren, wie es mehr und mehr Freude macht.

„Das Leben, ein Augenblick“

Das Kunstwerk von unserem ASTA-Chef Franz Männling lädt zu vielfältigen Gedanken ein. Verfolgen Sie die goldene (Lebens-)Spur und erleben Sie, wie aus den Verwicklungen des Lebens der Weg weiterführt.

Die Knotenlöserin – unser Marienbild lädt alle zur Anbetung ein, die im



Ruhe, Abstand, Auftanken: Die „Lounge“ mit Blick ins Grüne

römisch-katholischen Glauben Halt und Heimat gefunden haben. Der Lichtring an der Decke ist ein Zeichen der Verbundenheit und Geborgenheit, er schneidet sich mit dem Viertelkreis des Altarraums. Dort, wo Mensch und Gott sich begegnen.

Tischkreuz aus dem Geschwader

Das große Tischkreuz wurde von OSG Stephan Löffler aus Materialien des Geschwaders gestaltet. Dadurch wird deutlich: Dies ist kein exklusiver Raum der Militärseelsorge oder nur für Gottesdienste, sondern für jeden Geschwaderangehörigen. Hier darf man einbringen und mitbringen, was einen bewegt.

Der Fuß des Kreuzes ist aus Patronenhülsen gestaltet. Über dem Zeichen unseres Scheiterns (den leeren Hülsen) steht das Kreuz. Hier erwächst neue Hoffnung, durch Rosen symbolisiert. Am Ende siegt die Liebe. Das ist unsere Hoffnung und darauf vertrauen wir.

Wer war eigentlich dieser Hauptmann Cornelius? Welche Bedeutung hat er für das Geschwader? Ein Soldat auf der Suche nach Halt im Leben, nach Gottvertrauen, nach dem Glauben (Apostelgeschichte 10).

Impressum



Im Auftrag des Evangelischen Militärbischofs
herausgegeben von Professorin Dr. Angelika Dörfler-Dierken;
Dr. Dr. Frank Hofmann, Andere Zeiten e. V.; Professor Dr.
Friedrich Lohmann, Universität der Bundeswehr München

Mitarbeitende dieser Ausgabe:

Carsten Jacobson, Winfried Nachtwei, Gabriele Meister, Roger Mielke, Phil C. Langer, Aisha-Nusrat Ahmad, Benjamin Lassive, Ursula Ott, Burkhard Weitz, Ernst Raunig, Hellmut Königshaus, Matthias Rogg, Matthias Heimer, Katja Dombrowski, Joachim Simon, Herfried Münkler, Wolfgang Heinrich, Michael Haspel, Predrag Jurekovic, Reinhold Robbe, Katja Bruns, Tilman Asmus Fischer, Thomas Thiel, Merle Schröder, Gunther Wiendl

Redaktion:

Dirck Ackermann (Chefredakteur),
Walter Linkmann, Martin Middendorf,
Felix Ehring, Florian Siebeck

Redaktionsanschrift:

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Telefon: 030 310181-123

Internet:

www.militaerseelsorge.de

E-Mail:

militaerseelsorge@ekd.de

Beirat für die Redaktion:

Heiko Blank, Veronika Drews-Galle, Roger Mielke,
Jobst Reller, Silke Röcher-Hoffmann, Michael Rohde,
Marcus Schaper, Michael Strunk

Realisierung:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik gGmbH
Abteilung Printprodukte, Leitung: Ursula Ott
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main
Bildredaktion: Caterina Pohl-Heuser
Gestaltung und Satz: Zully Kostka

Druck:

Strube Druck & Medien OHG,
Stimmerswiesen 3, 34587 Felsberg

Verlag:

Evangelische Verlagsanstalt Leipzig,
Blumenstraße 76, 04155 Leipzig

Vertrieb:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik gGmbH
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt/Main
Martin Amberg, Telefon: 069 580 98-223
E-Mail: mamberg@gep.de

Erscheinungsweise:

Zweimal jährlich
ISSN: 1869-4497



Bildnachweise

Titel: T. Koehler, photothek, picture alliance / S. 5 Michael Schick, Imago / S. 7 Fabrizio Bensch, Reuters; Stefan Trappe, Imago / S. 10–13 picture alliance, AP Images; Can Meroy, picture alliance, dpa; Wakil Kohsar, Getty Images / S. 15 Christian Nitzsche, picture alliance / S. 17–20 Privat; Cover „Sandseele“, Christian Tazarek / S. 21–26 Majid Saeedi, Getty Images; Patrick Baz, Getty Images; Behrouz Mehri, Getty Images / S. 27–30 Majid Saeedi, Getty Images / S. 31 Imago, epd-bild / S. 32–35 Evelyn Dragan / S. 37 Jörg Carlstensen, picture alliance, dpa / S. 40–42 Miro Kuzmanovic, Reuters, picture alliance; Thomas Imox, Photothek, Imago; Metodi Popow, Imago / S. 48 Bundeswehr / S. 50–51 Diakonie Katastrophenhilfe / S. 52–54 Maurizio Gambarini, picture alliance, dpa / S. 55–56 Felix Ehring / S. 57 Ludovic Marin, Getty Images / S. 58–61 Aris Messinis, AFP, Getty Images [2]; Andreas Rentz, Getty Images; Vlad Karkov, SOPA Images, Getty Images / S. 61–68 Nichole Sobacki, Redux, laif; Finbarr O'Reilly, Redux, laif; Amanuel Sileshi, Getty Images [2]; Yasuyoshi Chiba, Getty Images; Eduardo Soteras, Getty Images [2]; Erik Valestrand, Getty Images / S. 69 Nikolay Doychinov, Getty Images / S. 70 Yuri Kadobnov, Getty Images / S. 75 Cliff Volpe, Getty Images / S. 77 Axel Heimken, AFP, Getty Images; Metodi Popow, Imago / S. 78–80 Patricia de Melo Moreira, AFP, Tricia de Melo Moreira, Getty Images [2]; Imago, Lars Berg / S. 83 Rainer Stolze, Alexander Klebba [2], PzLehr-Brig 9 / S. 84 Hannibal Hanschke, AFP, Getty Images / S. 89 Donwilson Odhiambo, SOPA, Images, Getty Images / S. 91 Hulton Archive, Getty Images / S. 93–95 picture-alliance, dpa; Françoise De Mulder, Roger Viollet, Getty Images; Michael Hanschke, AFP, Getty Images; Paula Bronstein, Getty Images / S. 96–99 Privat / S. 100–101 Rebecca Kostanjevec, TaktLwG 74 / S. 102 JIP Film und Verleih / S. 104 Ray Massey

In abendlicher Ferne wirkt Kabul fast anmutig still.
Kaum etwas erinnert an den staubigen Moloch,
der die Träume vieler im Keim erstickt.
Es sind diese leisen Zwischentöne, die Aboozar
Aminis Dokumentarfilm „Kabul, Stadt im Wind“
so bemerkenswert machen: Der Filmmacher zeigt
das Land aus der Perspektive zweier Brüder
und eines Busfahrers, die ihre Identität, ihre Träume
und Sehnsüchte inmitten eines von Chaos
und Ungewissheit geprägten Alltags verorten müssen.
Amini zeigt den Krieg und den Tod nicht.
Er zeichnet ein subtiles, melancholisch-diffuses Porträt
eines Landes zwischen Zuversicht und Resignation.



Mehr Demokratie, mehr Urteilskraft, mehr Gott?!

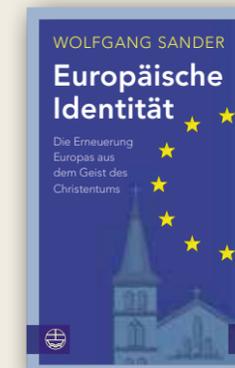


Ingolf U. Dalferth
Die Krise der öffentlichen Vernunft
Über Demokratie, Urteilskraft und Gott
336 Seiten | 13 x 21,5 cm | Hardcover
ISBN 978-3-374-07056-5
€ 25,00 (D)

Das neue Buch des Theologen und Religionsphilosophen Ingolf U. Dalferth thematisiert die Gefährdung der Demokratie in den westlichen Gesellschaften. Beispielhaft dafür ist die Krise der »öffentlichen Vernunft«. Sie zeigt, dass die deliberative Demokratie in Habermas' Sinn wohl immer schon eine soziale Fiktion war. Internet und Soziale Medien zersetzen die politische Öffentlichkeit. Gesinnung und Emotionen verdrängen Argumente, Gleichheit und Gerechtigkeit werden zu populistischen Leerformeln und kritische Urteilskraft schwindet oder wird diffamiert. Umfassende zivilgesellschaftliche Beratung (Deliberation) wird – nicht zuletzt durch das Erstarken rechter wie linker Identitätspolitik – schwieriger. Religion verkümmert zur Moralressource und Gott wird aus der Öffentlichkeit verbannt.



»Der Militärdekan argumentiert in seinen Ausführungen schlüssig und sauber.«
Frankfurter Allgemeine Zeitung
Hartwig von Schubert
Pflugscharen und Schwerter
Plädoyer für eine realistische Friedensethik
160 Seiten | 12 x 19 cm |
Paperback
ISBN 978-3-374-05861-7
€ 15,00 (D)



WOLFGANG SANDER
Europäische Identität
Die Erneuerung Europas aus dem Geist des Christentums
Was verbindet die Europäer?
Der Blick auf Europa aus christlicher Sicht
Wolfgang Sander
Europäische Identität
Die Erneuerung Europas aus dem Geist des Christentums
272 Seiten | 13 x 21,5 cm |
Hardcover
ISBN 978-3-374-07019-0
€ 25,00 (D)



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig www.eva-leipzig.de

facebook.com/eva.leipzig

Bestell-Telefon 0341 7114144 · Fax 0341 7114150 · shop@eva-leipzig.de

Das Thema der nächsten Ausgabe



Vertrauen

Das Thema war bereits für die aktuelle Ausgabe angekündigt, dann nahmen die Ereignisse einen anderen Lauf. „Darauf müssen wir reagieren“, dachte sich die Redaktion, aber auch: „Das Grundsatz-Thema Vertrauen wird dadurch nicht unwichtiger – im Gegenteil!“

Wenn die Schlange hypnotisch säuselt: „Mir kannst du vertrauen“, ist Flucht die einzige Option für das Dschungelkind. Wir alle müssen lernen, nicht zu vertrauen. Müssen, genauer gesagt, lernen zu unterscheiden: Welchen Menschen und Situationen muss ich misstrauen – und wo ist es genau andersherum? Politik oder Wirtschaft, Natur oder Technik, Familie oder Firma, Frieden oder Sicherheit, Leben oder Sterben: Ohne Vertrauen läuft gar nichts. So wie Kinder Misstrauen, müssen Erwachsene Vertrauen lernen. Und schon Mahatma Gandhi wusste: „Misstrauen ist ein Zeichen von Schwäche.“